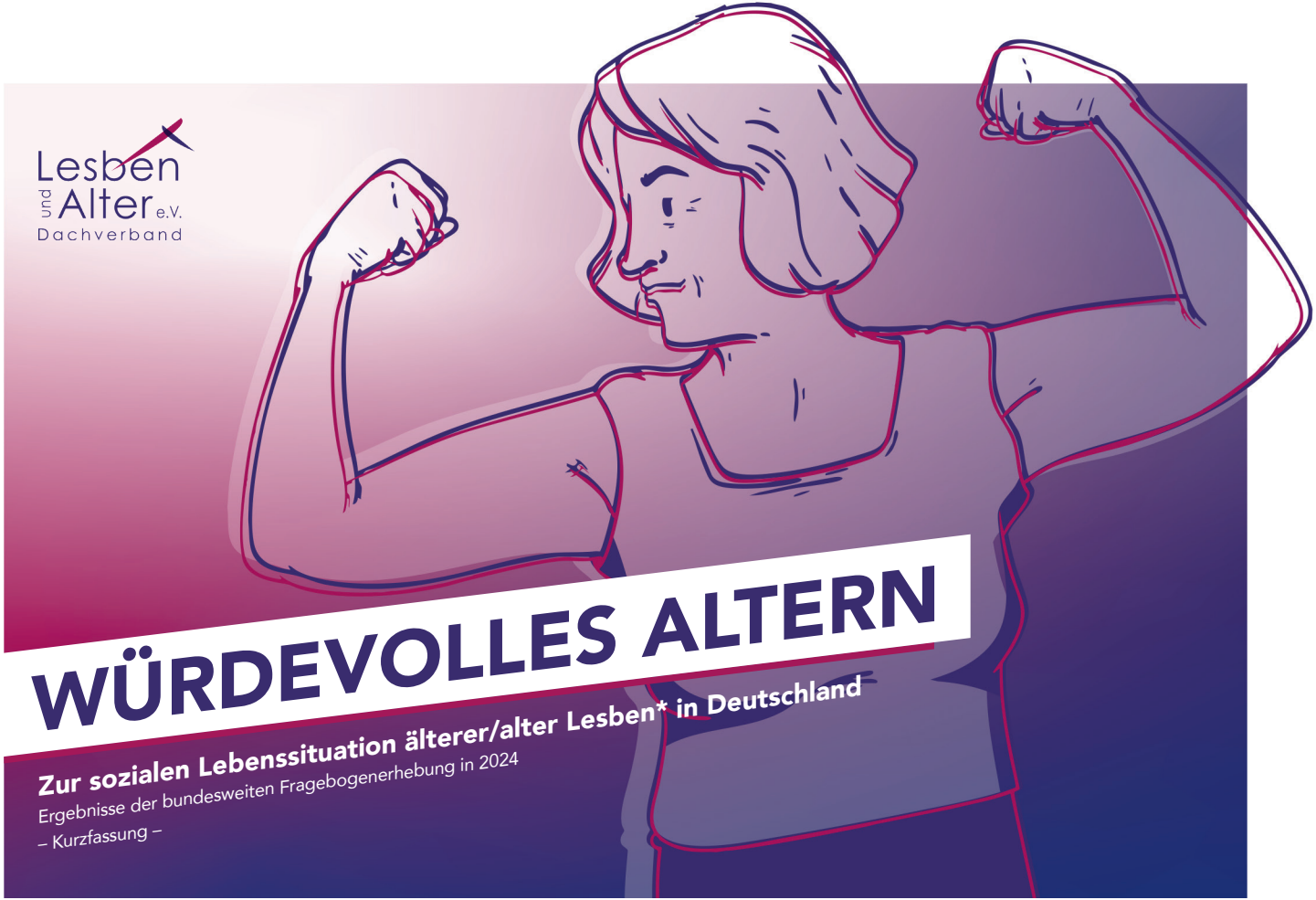
Lesben und Alter e.V.
Dachverband



WÜRDEVOLLES ALTERN

Zur sozialen Lebenssituation älterer/alter Lesben* in Deutschland

Ergebnisse der bundesweiten Fragebogenerhebung in 2024

– Kurzfassung –

Inhaltsverzeichnis

1 Wer wir sind – eine Einleitung 4

2 Die Grundlagen – Methode und Theorie 6

3 Wie es ist – Befragungsergebnisse 11

4 Ein selbstkritisches Fazit 54

5 Was wir wollen – Forderungen zur Verbesserung der Lebenssituation älterer/alter Lesben* 57

Literaturverzeichnis 68

Endnoten 70

Impressum 71

1 Wer wir sind – eine Einleitung

Ältere und alte Lesben* sind laut, leise, haben Kinder oder keine, pflegen vielfältige Beziehungen und Beziehungsformen. Sie wünschen sich:

aktiv bleiben im Alter, teilhaben können und gesehen werden.

Zugleich sind sie unsichtbar. In unserer Gesellschaft wird Altern oft tabuisiert – oder mit einem Verlust von Lebendigkeit und sozialer Bedeutsamkeit verbunden. Ältere Lesben* spüren das besonders stark: Sie erleben Diskriminierung und Ausschluss aufgrund ihres Alters, ihres Geschlechts und ihrer sexuellen Orientierung. Diskriminierung so kombiniert zu erfahren, führt zu einzigartigen Herausforderungen. Sie reichen von Isolation und Einsamkeit bis hin zu einem Mangel an spezifischer Unterstützung und erheblichen Einbußen bei sozialer und politischer Teilhabe. Hinzu kommen altersbedingte Hürden wie Sehverlust, Hörprobleme oder Erkrankungen, die eine gesonderte und genaue Betrachtung erfordern. Nicht gesehen zu werden verletzt nicht nur, es kann einsam machen – und verhindern, dass eigene Perspektiven und Bedarfe artikuliert und die Welt mitgestaltet wird.

Die Studie „Würdevolles Altern" setzt genau dort an. Sie öffnet den Blick für ältere/alte Lesben* auf ihre Welt, ihre Situation in der Gesellschaft allgemein und ihr Leben innerhalb der LSBTIQ*-Community. Zugleich stellt die Studie ein Stück emanzipatorischer Forschung dar. Trotz gestiegener Aufmerksamkeit sind auch in der Wissenschaft Untersuchungen zur spezifischen Lebenssituation älterer/alter Lesben* in

Deutschland immer noch rar. Die bislang vorliegenden Studien und Publikationen sind veraltet, auf bestimmte geografische Orte beschränkt oder haben spezielle Themenbereiche untersucht. Allgemeine Untersuchungen zu LSBTIQ* und zu Altersfragen erfassen ihre Situation häufig nur unzureichend.[1] Die neue Studie liefert erstmals einen bundesweiten Einblick darin, wie ältere/alte Lesben* die Welt sehen und sich in dieser bewegen.

Zusammengefasst zeigen die Ergebnisse der Studie vor allem: ältere und alte Lesben* sind keine einheitliche Gruppe. Sie haben unterschiedliche Meinungen und Haltungen zu verschiedenen (politischen) Themen, haben manchmal dieselben, oft auch unterschiedliche Bedürfnisse. Ihre Lebenslagen unterscheiden sich je nach Herkunft, Alter, politischer Sozialisation, finanzieller Situation und darin, ob sie bspw. mit einer Behinderung leben oder mehrfach diskriminiert werden. Zugleich teilen sie Gewalterfahrungen, Ängste vor dem Verlust von Autonomie im Alter oder vor (erneuter) Diskriminierung im Pflegekontext. Sie haben ohne die Unterstützung der Mainstreamgesellschaft eigene, kraftvolle Strukturen aufgebaut. Die allermeisten sind politisch sehr interessiert, manche auch engagiert, sie sorgen sich um den Zustand der eigenen Community und um gesamtgesellschaftliche Entwicklungen wie die Zunahme rechtsextremer Positionen. Sie haben einen einzigartigen Blick auf gesellschaftliche Realitäten und kreative, handfeste Vorschläge und Ideen, um ihre Lebenssituation zu verbessern. Ihre Stimmen müssen gehört, ihre Perspektiven strukturell verankert, politisch ernst genommen und institutionell abgesichert werden.

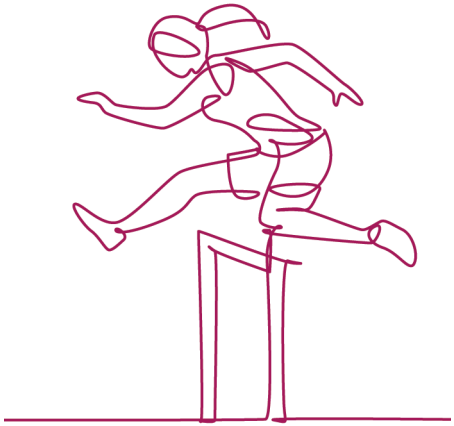
2 Die Grundlagen – Methode und Theorie

Die Studie zeichnet ein differenziertes Bild älterer/alter Lesben* und ihrer sozialen Lebenslagen. Sie betont explizit die Vielfalt lesbischer Existenzen im Alter.[2] Aus diesem Grund verwenden wir bewusst den Begriff Lesben* mit Gendersternchen, um die Breite und Diversität angemessen zu repräsentieren. Dieser Begriff schließt alle Lesben* ein, ausdrücklich auch trans*, inter*, nicht-binäre, bisexuelle oder queere Frauen.

Grundlage der Studie ist eine bundesweite, überwiegend quantitative Erhebung.[3] Teilgenommen haben insgesamt 1078 Personen, am Ende konnten die Angaben von 698 Personen ausgewertet werden. Befragt wurden Lesben* ab 55 Jahren bis 81 plus. Die Untersuchungsperspektive war intersektional[4] ausgerichtet. Mit der Abfrage von bestimmten Selbstverständnissen und Zugehörigkeiten (z. B. Schwarz oder BIPoC[5]) sollten gezielt nicht *weiße* Lesben* angesprochen werden. Ebenso wurden religiöse sowie bislang wenig sichtbare sexuelle und geschlechtliche Selbstverständnisse erfragt. Darüber hinaus wurden weitere Diskriminierungserfahrungen wie Antisemitismus, Klassismus und Behindertenfeindlichkeit (Ableismus) aufgegriffen. Erfragt wurden

- die Wohn- und Lebensweisen von älteren/alten Lesben*,
- wirtschaftliche Unterschiede,
- der Zugang zum Gesundheitssystem oder zu Sport- und Kulturangeboten,
- Erfahrungen mit ambulanter Pflege oder in Pflegeeinrichtungen,
- ob unentgeltliche Care Arbeit geleistet wird,
- ob ältere/alte Lesben* in Partner*innenschaften oder in anderen Konstellationen leben,
- ob und in welcher Art das soziale Umfeld bei geringen finanziellen Mitteln unterstützt,
- Erfahrungen zum Coming-out, mit erlebter Gewalt, Ausgrenzung, Diskriminierung und insbesondere mit Mehrfachdiskriminierungen,
- politische Selbstverortungen und Netzwerke.

Abschließend konnten die Teilnehmenden äußern, was sie sich für ein gutes Altern konkret wünschen und was sie benötigen. Auf dieser Basis haben die Herausgeberinnen gezielt spezifische Forderungen und Empfehlungen formuliert. Diese richten sich an politische Entscheidungsträger*innen, soziale Einrichtungen und andere relevante Akteur*innen. Dazu gehören Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensbedingungen älterer/alter Lesben*, wie spezifische Beratungsangebote, das Anpassen von Pflegeeinrichtungen an die Bedürfnisse von Lesben* bis hin zum Fördern von bestehenden und/oder weiteren Netzwerken und dem Aufbau neuer Unterstützungsangebote in bestimmten Regionen.



Unser Verständnis von Alter, Geschlecht und Lesbe

Die Studie baut auf einem spezifischen Verständnis von *Alter, Geschlecht und Lesbe*/lesbisch* auf.[6] In der Definition von *Alter* folgen wir der feministischen Gerontologin Gertrud M. Backes. Backes versteht *Alter* als dynamisch und als Prozess, der sich kontinuierlich verändert. Er wird sowohl durch die individuelle Lebensgeschichte und persönliche Entwicklung als auch durch den historischen und kulturellen Kontext bzw. durch strukturelle Gegebenheiten beeinflusst.[7] *Geschlecht* beschreibt Backes als zentralen Faktor für die Lebensbedingungen im Alter, die im Wechsel mit anderen Faktoren wie Klasse, Milieu, Bildung, wirtschaftliche Situation usw. wirken.

Die Kategorie *Geschlecht* verstehen wir vor allem als eine soziale Kategorie, die sich bewusst von der zweigeschlechtlichen Logik (ausschließlich Männer und Frauen) und der heteronormativen Ordnung (Männer begehren ausschließlich Frauen, Frauen begehren ausschließlich Männer) löst und intersektionale Perspektiven einbezieht. *Geschlecht* formt gesellschaftliche Machtverhältnisse, Normen und Lebensrealitäten.

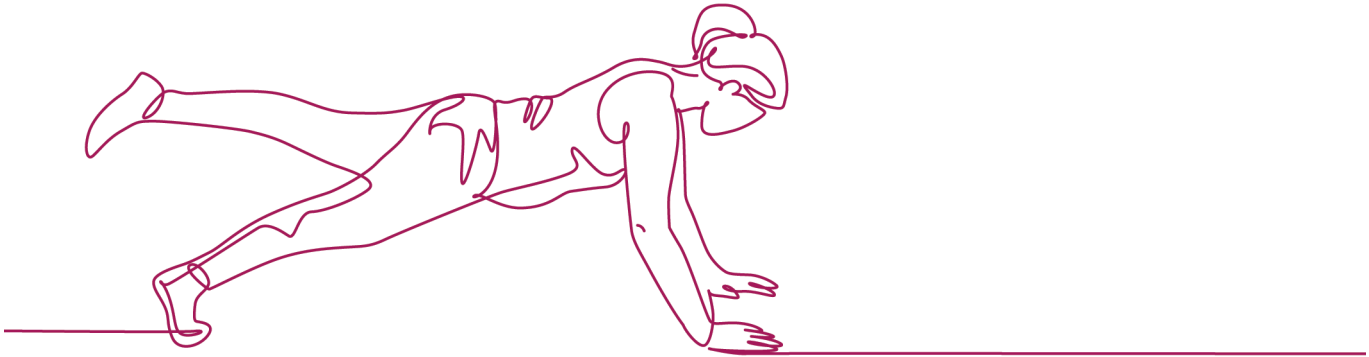
Lesbisch – mehr als eine sexuelle „Identitätskategorie"

Der Begriff *lesbisch* lässt sich nicht auf eine rein sexuelle „Identität"[8] reduzieren. Vielmehr ist er eingebettet in politische, historische und kulturelle Entwicklungen. Er war und ist stets umkämpft, wandelbar und kontextabhängig. Medizinische, psychiatrische, psychoanalytische, juristische und kulturelle Kontexte

drängten *lesbisches* Begehren als ‚abweichende Identitätskategorie' bis weit ins 20. Jahrhundert an den Rand oder machten es vollständig unsichtbar – meist mit dem Ziel, das Begehren zu pathologisieren oder gar zu heilen. In der Folge verbargen viele *Lesben** ihre Identität, aus Angst sozial geächtet, zwangsbehandelt oder juristisch verfolgt zu werden.

Erst ab den 1970er Jahren etablierte sich in aktivistischen und wissenschaftlichen Zusammenhängen zunehmend ein positives selbstermächtigendes Verständnis lesbischer Existenz. *Lesbisch* wurde über das reine Beschreiben sexueller Orientierung hinaus als bewusste politische „Identität" verstanden – patriarchatskritisch und feministisch. Im Bewegungskontext dieser Zeit bezog sich der Begriff *Lesbe* auf cisgeschlechtliche[9] Frauen, die sich romantisch und/oder sexuell zu anderen Frauen hingezogen fühlen. Mit dem Aufkommen der Queer-Theorie wird dieses Verständnis seit den 1990er Jahren stärker diskutiert. Demnach bilden Begriffe wie *lesbisch* nicht einfach soziale Realität ab. Sie bringen diese aktiv mit hervor, definieren sie und können damit Ausschlüsse erzeugen. Viele Aktivist*innen der Frauen-/Lesbenbewegung reagierten mit Kritik und hielten am Begriff *lesbisch* als widerständiger, politisch aufgeladener

Selbstbezeichnung fest. Sie sahen den Begriff durch queere Debatten entwertet und bedroht. Spätestens in den 2000er Jahren rückten nicht-binäre, trans*, inter* und genderqueere Perspektiven in den Fokus. Als Reaktion etablierte sich u. a. die Schreibweise *Lesbe**. Sie schließt explizit alle ein, die sich als Teil der *lesbischen* Community verstehen oder sich zu Frauen* hingezogen fühlen. Der Stern steht für Vielfalt innerhalb *lesbischer* Erfahrungswelten. Gleichzeitig bleiben Stimmen laut, die meinen: Ein zu starkes Erweitern *lesbischer* „Identität" zu einem allgemeinen „Queer" verwässere die spezifischen historischen und strukturellen Erfahrungen als *Lesbe* diskriminiert zu werden und unsichtbar zu sein. Heute stehen verschiedene Positionen nebeneinander: *lesbisch* als identitätspolitischer, klar definierter Kampfbegriff mit Eigensinn versus *queer* oder *lesbisch-queer* als politische, fluide, offene Kategorie, die starre Zuschreibungen aufbricht.

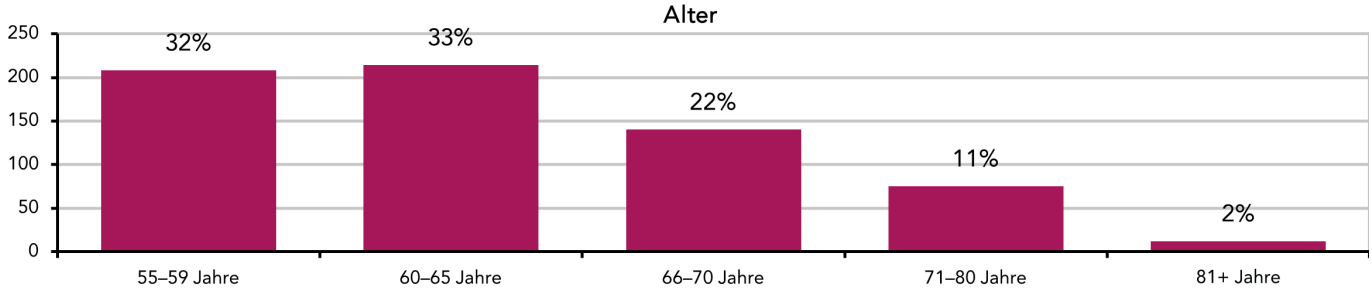


3 Wie es ist – Befragungsergebnisse

Persönliche Daten

Alter

Die meisten Teilnehmenden sind zwischen 55 und 65 Jahren, nur ein Drittel ist 66 Jahre und älter. Hier zeigt sich die Schwierigkeit, alte und hochaltrige Lesben* zu erreichen. Dieses Phänomen ist aus früheren Studien bekannt[10]. Es könnte auf unterschiedliche Faktoren wie mangelnde Zugangswege und/oder auf ein geringeres Interesse älterer Lesben* sowie auf eine höhere Sterblichkeitsrate in diesem Alter hindeuten.



Geschlecht

Die meisten Befragten identifizieren sich als weiblich, nur wenige als divers, non-binär, trans*, inter* oder wählen eine Selbstbezeichnung. Am größten ist die Geschlechtervielfalt in den jüngeren Altersgruppen (55–65 Jahre), alle ab 81 Jahren verorten sich als *weiblich*. Einige Befragte beschreiben sich jenseits der binären Zweigeschlechtlichkeit oder positionieren sich bewusst strategisch zu dieser Frage. Andere wiederum beziehen sich auf eine scheinbar natürliche biologische Zweigeschlechtlichkeit. Sie lehnen ein davon unabhängiges Verständnis von Geschlechtsidentität ab. Einerseits zeigen sich hier Unterschiede zwischen den Teilnehmenden. Andererseits wird deutlich, wie notwendig ein sensibler Umgang mit geschlechtlicher Vielfalt ist. Das gilt für Sprache, für Debatten innerhalb der Community, für gesellschaftliche Diskussionen generell sowie für politische Forderungen und Maßnahmen.

Sexuelle Orientierung/Vorliebe

Lesbisch ist über alle Altersgruppen hinweg die zentrale Selbstbezeichnung der Teilnehmenden. Jüngere bis 65 Jahre nutzen häufiger inklusivere Begriffe wie queer. Ältere ab 71 Jahren benennen sich tendenziell weniger so. Zugleich spiegeln sich hier unterschiedliche Bedürfnisse und Perspektiven innerhalb der Community wider. Unter den Teilnehmenden sind sowohl die traditionelle lesbisch-feministische Selbstverortung der 1970er und 1980er Jahre vertreten als auch feministische, queere, inklusivere und individuelle Selbstbezeichnungen, die sich seit Mitte/Ende der 1990er Jahre

entwickelt haben. Daran lässt sich der in den letzten Jahrzehnten vollzogene Wandel innerhalb der Bewegung(en) ablesen.

„Ethnische"[11] Zugehörigkeit

Um unterschiedliche gesellschaftliche Positionierungen und Selbstverständnisse sichtbar zu machen, wurde auch die „ethnische" Zugehörigkeit erfragt. Mit dieser Kategorie sollen Selbstverständnisse jenseits der *weißen*, dominanten Definitionsmacht sichtbar gemacht werden. Die Bezeichnungen *weiß* und Schwarz – beides politische Begriffe – verdeutlichen: Die *weiße* Dominanzgesellschaft schreibt unentwegt rassifizierende Merkmale zu. Der Zweck ist, verschiedene Menschengruppen als „Andere" und „minderwertig" zu markieren. So wird den betreffenden Menschen der Zugang zu Rechten, Privilegien und gesellschaftlicher Teilhabe erschwert bzw. verweigert. Typisch für solche Formen des Zuschreibens ist, dass sie den Eindruck erwecken, etwas sei „natürlich". Damit erscheinen sie als selbstverständlich und nicht hinterfragbar. Um diese Dynamik aufzubrechen, greift die Befragung bewusst die politischen Selbstbezeichnungen von Gruppen auf, die sowohl für die Repräsentation ihrer Interessen und Anliegen kämpfen als auch eine kritische Haltung gegenüber strukturellem Rassismus einnehmen.

Unter den Teilnehmenden ist die Kategorie *weiß* in allen Altersgruppen überproportional stark vertreten. Die Kategorien Schwarz, BiPoC oder BPoC sowie *andere* sind vor allem in der Altersgruppe 55–59 Jahre vertreten und nehmen mit zunehmendem Alter stark ab. Insgesamt sind Personen, die sich selbst als Schwarz, BiPoC oder BPoC verstehen in der Befragung stark unterrepräsentiert.

Staatsangehörigkeit

Die Staatsangehörigkeit bestimmt u. a. den Zugang zu politischen Rechten (z. B. Wahlrecht), zu Sozialleistungen, zu Bildung, Gesundheit und zum Arbeitsmarkt. Durch diese Informationen können evtl. Unterschiede in den Lebensrealitäten mit unterschiedlichen Staatsbürgerschaften identifiziert werden, etwa in Bezug auf soziale Teilhabe, wirtschaftliche Situation und Diskriminierungserfahrungen. So lassen sich Ausschlussmechanismen und Privilegien in Gesellschaften sichtbar machen.

Der Großteil der befragten Personen besitzt die deutsche, nur sehr wenige eine andere oder eine doppelte Staatsbürgeschaft. Mit Blick auf die verschiedenen Altersgruppen: am häufigsten ist eine nicht-deutsche bzw. doppelte Staatsangehörigkeit bei den 60–65-Jährigen vertreten. Bei den 55–59-Jährigen ist der Anteil geringer und nimmt ab 66 Jahren noch deutlicher ab.

Religionszugehörigkeit

Die Religionszugehörigkeit ist in Bezug auf die Lebensrealitäten älterer/alter Lesben* u. a. bedeutsam, da sie oft ein wichtiger Indikator dafür ist, wie wir soziokulturell geprägt sind. Sie kann tiefgreifend Werte, Normen,

Denkweisen, Überzeugungen sowie Verhaltensmuster von Menschen beeinflussen und mit anderen soziodemografischen Faktoren wie Bildung, Einkommen, Familienstruktur, Coming Out oder Gesundheit korrelieren.

Die meisten Befragten gehörten in der Kindheit einer Religionsgemeinschaft an. Am stärksten vertreten: das Christentum, besonders bei den 55–65-Jährigen. Aktuell geben die meisten Personen an, nicht religiös zu sein oder einer alternativen Religion anzugehören, insbesondere die 55–70-Jährigen. Insgesamt scheint sich die religiöse Orientierung im Laufe der Jahre zu verändern bzw. ältere/alte Lesben* kehren sich vom ursprünglichen (christlichen) Glauben ab. Die Gründe dafür sind vielfältig. Ein zentraler Aspekt ist vermutlich der Einfluss der zweiten Frauenbewegung der 1970er und 1980er Jahre, der sich sehr viele Teilnehmende verbunden fühlen. Diese war und ist davon geprägt, sich intensiv mit gesellschaftlichen Strukturen und patriarchalen Denksystemen auseinanderzusetzen. Vor allem das Christentum wurde sowohl in der Lehre als auch in der Praxis aufgrund seines traditionellen Frauenbildes als frauenfeindlich und gewaltvoll wahrgenommen. Viele wandten sich daher ganz vom Glauben ab oder suchten neue spirituelle Ausdrucksformen.

Nur sehr wenige – verteilt auf die jüngsten (55–59 Jahre) und die ältesten Befragten (81 Jahre+) – sagen, dass sie sich in der Kindheit dem Islam zugehörig fühlten. Für die aktuelle Lebenssituation scheint er keine Rolle zu spielen. Lediglich für das Judentum zeigt sich ein stärkerer Glaubensbezug im späteren Leben. Allerdings ist nur ein sehr kleiner Anteil der Teilnehmenden jüdischen Glaubens. Insgesamt zeigt sich ein klarer Trend zur Säkularisierung, insbesondere bei den 55–70-Jährigen.

Bildungsabschluss

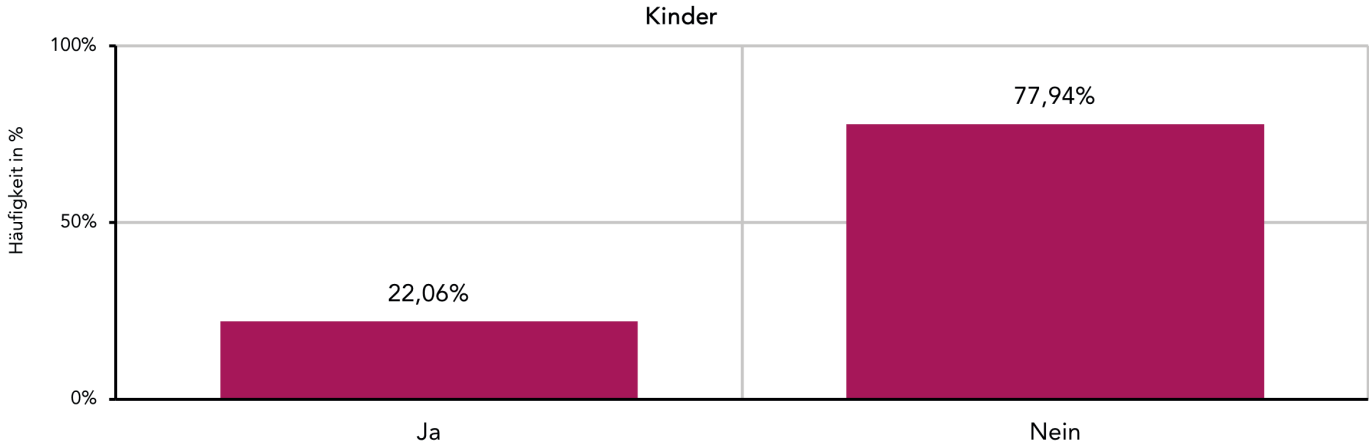
Bildung prägt viele Bereiche des Lebens. Schul- oder Berufsabschlüsse sagen oft etwas über den sozialen Status einer Person und ihre Stellung in der Gesellschaft aus. Auch Erfahrungen mit Ungleichheit lassen sich so besser verstehen. Es lässt sich erkennen, wie Bildung mit Themen wie Arbeitslosigkeit, Armut oder sozialem Aufstieg zusammenhängt. Außerdem wirkt sich Bildung direkt auf den Beruf, das Einkommen, die kulturelle Teilhabe und die Lebensqualität aus – und darauf, wie Menschen ihr Leben im Alter gestalten.

Am häufigsten verfügen Studienteilnehmende aller Altersgruppen über einen Hochschulabschluss, besonders stark in den ersten beiden Altersgruppen (55–65 Jahre). Ab 66 Jahren bleibt der Anteil der Hochschulabsolvierenden bedeutsam, nimmt jedoch mit steigendem Alter leicht ab. Andere Abschlüsse spielen eine untergeordnete Rolle. Nur sehr wenige Personen geben an, gar keinen oder nur einen Grundschulabschluss zu haben. Das deutet auf eine überwiegend gut ausgebildete oder akademisch geprägte Population hin. Der Anteil an Spitzenabschlüssen (Doktor*innen und Professor*innen) ist bemerkenswert und verteilt sich relativ gleichmäßig auf die verschiedenen Generationen bzw. Altersgruppen. Praktische Qualifikationen (Meister*innen) spielen eine kleinere, dennoch vorhandene Rolle.

Die Ergebnisse machen deutlich: Wir haben mit dem Fragebogen eine eingeschränkte Gruppe erreicht. Deshalb lassen sich die Ergebnisse nicht verallgemeinern. Kapitel 4 stellt mögliche Gründe dar und zeigt auf, wie zukünftige Befragungen dies vermeiden können.

Kinder

Kinder gestalten (alternative) Familienformen aktiv mit. Sie gehören zu sozialen Netzwerken und sind eng verbunden mit Themen wie persönlicher Lebensplanung und sozialen Erwartungen. Durch Kinder lassen sich zwischenmenschliche Beziehungen, gesellschaftliche Werte und der Einfluss oft sehr strenger Regeln in Institutionen besser verstehen. Sie helfen dabei, Fragen zu untersuchen – zum Beispiel wie Menschen Beziehungen leben oder welche Wohn- und Lebensformen sie wählen. In Befragungen spielen Kinder deshalb eine zentrale Rolle: Sie zeigen, wie sich Gesellschaft verändert und wie offen sie für Vielfalt und neue Formen des Zusammenlebens ist.



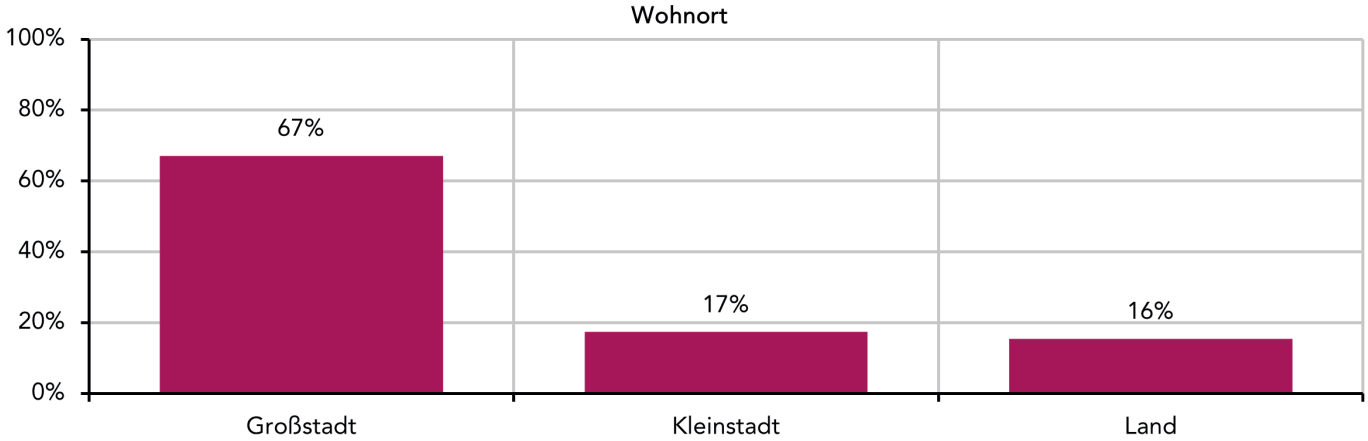
Ca. 22 % der Befragten gibt an, Kinder zu haben, die meisten ein oder zwei Kinder. Eine geringe Anzahl hat drei oder mehr Kinder. Die meisten Teilnehmenden, die auf die Frage nach Kindern antworten, sind zwischen 55 und 70 Jahre alt. Das heißt aber nicht, dass Menschen in diesem Alter besonders häufig Kinder haben. Wichtig ist der Vergleich mit den seltener vertretenen 71- bis über 81-Jährigen. Von ihnen geben viele an, Kinder zu haben. Im Verhältnis zur Gesamtzahl der Befragten zeigt sich: Die Älteren ab 71 Jahren haben im Durchschnitt mehr Kinder als die anderen Altersgruppen.

Interessant ist in diesem Zusammenhang: In welchen familiären Kontexten wachsen Kinder auf? Wie wird Elternschaft verstanden? Eine Befragte sagt, sie selbst habe keine Kinder, verweist aber auf die Kinder ihrer Frau. Eine weitere Person gibt an, Pflegeenkelkinder „mit unseren schwulen Väter-Freunden" zu haben. Diese Antworten verdeutlichen, es werden neben den leiblichen Kindern auch die Kinder/Enkelkinder der Partner*in angegeben. Ebenso werden nicht leibliche Kinder aus früheren Beziehungen erwähnt und einige Personen geben Pflegekinder an. Eine Antwort weist explizit auf andere Formen von Elternschaft hin, die als queere Familienkonstellationen gelten.

Wohnort

Der Wohnort liefert einen wichtigen Kontext für soziale, wirtschaftliche und kulturelle Prozesse. Im Rahmen der Studie ermöglicht die Frage nach dem Wohnort, räumliche Unterschiede in Lebensbedingungen, Mobilitätsmustern, Zugang zu Infrastruktur und sozialen Netzwerken sichtbar zu machen. Wohnorte beeinflussen

zudem Faktoren wie Bildungschancen, Einkommensniveaus und wie die Lebensqualität wahrgenommen wird. Zusammenhänge zwischen geografischen Gegebenheiten, individuellen Lebensverläufen und gesellschaftlichen Strukturen sowie regionale Ungleichheiten und deren Auswirkungen auf unterschiedliche Altersgruppen können aufgedeckt werden. Außerdem werden räumliche Unterschiede im Zugang zu Infrastruktur von älteren/alten Lesben* sichtbar. Die meisten Befragten leben in Nordrhein-Westfalen, nur ein sehr geringer Anteil der Teilnehmenden kommt aus den neuen Bundesländern. Zudem wohnen zwei Drittel der Befragten in Großstädten. Die Unterschiede zwischen Kleinstadt und Land fallen wenig ins Gewicht, auch nicht im Hinblick auf die Differenzierung der Altersgruppen.



Ökonomische Situation

Wie viel Geld Menschen zur Verfügung haben, beeinflusst zahlreiche Lebensbereiche direkt oder indirekt. Bildung, Mobilität und Teilhabe, Wohnverhältnisse, Gesundheitsvorsorge und Konsumverhalten sind nur einige der Bereiche, die stark mit der finanziellen Lage einer Person verknüpft sind. Die Fragen zur ökonomischen Situation können aufzeigen, wie Einkommen, Vermögen und Wohneigentum sowie soziale Teilhabechancen älterer/alter Lesben* verteilt sind. Kurzum: mit ihnen werden soziale Ungleichheiten sowie Armutsrisiken sichtbar.

Grundlegend für die wirtschaftliche Situation sind die Berufsbiografie und damit zusammenhängend das Einkommen bzw. der Rentenstatus. Ältere/alte Lesben* sind einerseits im Berufsleben mit den gleichen Faktoren wie Frauen* konfrontiert: ungleicher Lohn, gläserne Decken, Teilzeit, komplexe Vereinbarkeitsproblematiken und mangelnde Anerkennung. Diskriminierungserfahrungen aufgrund der sexuellen Orientierung kommen hinzu. So spielen fehlende rechtliche Gleichstellung, eingeschränkte Berufsmöglichkeiten- und Karrierechancen, geringeres Einkommen (und damit eine geringere Rente) oder fehlender Zugang zu sozialen Sicherungssystemen eine Rolle. Jüngere Alte haben trotz eigener vielfältiger Diskriminierungserfahrungen aufgrund ihres Alters bei Bildungs- und Berufschancen stärker von den gleichstellungspolitischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte profitiert als die Alten und die Hochaltrigen. Diese beiden Gruppen sind besonders von Altersarmut bedroht. Oft fallen Lesben* in beruflichen Zusammenhängen durch mehrere Raster: Sie profitieren weder von traditionellen Männernetzwerken noch werden sie gezielt durch Förderprogramme angesprochen, die auf ihre spezifischen Bedürfnisse eingehen. Viele erlebten und erleben subtile oder offene Ausgrenzung im Arbeitskontext

- durch mangelnde Aufstiegschancen,
- stereotype Annahmen über ihre Lebensweise oder
- das bewusste Übersehen bei Beförderungen.

Und ältere Lesben* fallen oft aus gängigen Diversity-Programmen heraus. Diese konzentrieren sich entweder allgemein auf Frauen* oder auf queere junge Menschen. Altersdiskriminierung in Kombination mit lesbischer „Identität" kann dazu führen, dass Arbeitnehmende früher aus dem Berufsleben gedrängt werden oder Schwierigkeiten haben, nach einer beruflichen Pause wieder Fuß zu fassen. Insgesamt zeigt sich, die Diskriminierung älterer/alter Lesben* auf dem Arbeitsmarkt geht über geschlechtsspezifische Marginalisierungserfahrungen hinaus. Es ist ein intersektionaler Blick erforderlich, der die spezifischen Benachteiligungen mindestens an der Schnittstelle von Alter, Geschlecht und sexueller Orientierung betrachtet und darüber hinaus weitere strukturell diskriminierende Dimensionen mit einbezieht.

Die Studie beleuchtet unterschiedliche Anteile der ökonomischen Situation: die berufliche, der Rentenstatus, die Berufsbranche, das Einkommen und weitere finanzielle Gegebenheiten.

Berufe und Branchen

Die meisten Befragten geben an berufstätig zu sein, am häufigsten in einem Angestelltenverhältnis, meist im sozialen oder pädagogischen Bereich. An zweiter Stelle folgt die Angabe *Rentner*in*. Nur wenige Personen waren in der Vergangenheit erwerbslos, aktuell trifft dies mehr Personen, vor allem die 55–65-Jährigen. Die

meisten Befragten waren oder sind überwiegend in traditionell dem weiblichen Geschlecht zugeordneten Branchen tätig. Trotz zahlreicher gleichstellungspolitischer Maßnahmen der letzten Jahrzehnte bleibt der Arbeitsmarkt für Frauen*/Lesben* weiterhin stark auf bestimmte, von Frauen* dominierte Berufsbranchen konzentriert. Dazu gehört insbesondere das Bildungswesen, das Gesundheits- und Sozialwesen, die Verwaltung sowie kreative und kulturelle Branchen. Männerdominierte Bereiche wie IT, Ingenieurwesen und Naturwissenschaften bleiben deutlich unterrepräsentiert. Diese Segregation ist nicht nur das Ergebnis gesellschaftlicher Erwartungen, sondern auch struktureller Barrieren, die den Zugang zu männerdominierten Berufen bis heute erschweren. Besonders älteren/alten Lesben*, die in Zeiten geringerer rechtlicher Gleichstellung und stärkerer gesellschaftlicher Diskriminierung ihren Berufsweg wählten, stand oft eine begrenzte Auswahl an Berufen und Bereichen offen. In einzelnen Berufsfeldern verändert sich der Anteil mit dem Alter: In Medizin, Pädagogik und öffentlichem Dienst verteilen sich die Befragten relativ gleichmäßig über verschiedene Altersgruppen hinweg, mit einer stärkeren Konzentration bei den 55–70-Jährigen. Auch kreative Berufe bleiben altersunabhängig stabil. Sie werden häufig bis ins hohe Alter ausgeübt. Die Bereiche IT und Produktion erweisen sich als stark altersabhängig; sie sind fast ausschließlich bei den 55–65-Jährigen vertreten. Sozial- und naturwissenschaftliche Berufe verlieren ab 66 Jahren stark an Bedeutung.

Das Einkommen und zusätzliche finanzielle Mittel

Die Mehrheit der Befragten hat ein mittleres Einkommen, meist zwischen 2.000 € und 4.000 €. Zugleich muss fast ein Drittel mit niedrigem bis existenzgefährdendem Einkommen bzw. Rente auskommen, insbesondere die

Ältesten (70–81+ Jahre). Nur wenige Personen gaben ein Einkommen ab 4.000 € an und nur vier mehr 10.000 €. Hier fällt auf, die jüngste und die älteste Gruppe kommen praktisch gar nicht vor. Je älter die befragten Personen waren, desto weniger Geld hatten sie tendenziell zur Verfügung. Dies deutet darauf hin, dass vor allem Lesben* ab 65 Jahren ein erhöhtes Risiko für finanzielle Einschränkungen oder Armut haben. Dabei spielen niedrige Renten, keine weiteren Einkommensquellen und/oder fehlende Rücklagen eine Rolle.

Insbesondere die 55–65-Jährigen sind finanziell etwas vielfältiger aufgestellt und verfügen über verschiedene Einkommensquellen, z. B. aus Vermietung, Immobilien, Kapitalanlagen und Erbschaften sowie privater Vorsorge und sonstige finanzielle Ressourcen. Einkünfte aus Erbschaften und privater Vorsorge haben dabei in den Altersgruppen zwischen 55 und 79 Jahren den höchsten Anteil mit ca. 30 bis 45 % und sind relativ gleich verteilt. Bei der höchsten Altersgruppe (81+) kommen finanzielle Rücklagen und private Vorsorge deutlich seltener vor. 50 % geben sogar an, über keine finanziellen Mittel oder Rücklagen zu verfügen. Möglicherweise brauchen Ältere ihre finanziellen Ressourcen zunehmend auf oder hatten bereits zuvor weniger verfügbar als Jüngere.

Arbeit trotz Rente und Leben ohne staatliche Hilfen

In jedem Fall zeigt sich: ältere/alte Lesben* arbeiten im Rentenalter weiter – am häufigsten die 66–70-Jährigen. Die Gründe sind sowohl finanzielle als auch persönliche. Bereits die 60–65-Jährigen bringen finanzielle Sorgen ins Spiel. Bei den 66–70-Jährigen ist der Druck, weiterzuarbeiten am stärksten. Über das 70. Lebensjahr hinaus fällt die Erwerbskurve steil ab. Dafür sind verschiedene Gründe ausschlaggebend wie:

- gesundheitliche Einschränkungen,
- eine verbesserte finanzielle Lage oder
- eine veränderte Lebenseinstellung.

Als Hauptgrund für das Weiterarbeiten wird finanzielle Not genannt, doch weitere Gründe spielen eine Rolle: Freude an der Arbeit, der Wunsch nach Struktur und sozialer Einbindung.
Neben Arbeitseinkommen bilden finanzielle Rücklagen aus eigenem Ersparten, privater Altersvorsorge und Betriebsrenten die zentralen Säulen, sich finanziell im Alter abzusichern. Wer wenig Geld hat, holt sich nur selten Hilfe – weder von Familie, Zugehörigen, Freund*innen noch von sozialen Hilfsangeboten wie der Tafel. Das gilt für Berufstätige genauso wie für Rentner*innen. Insgesamt zeigt sich zudem klar: Viele Lesben* im Alter von 55 bis 65 Jahren äußern große Vorbehalte gegenüber staatlichen Hilfen. Sei es aus Stolz, dem Wunsch finanziell unabhängig zu sein, aus Scham, Angst vor bürokratischen Hürden oder sie sind überzeugt, auch mit wenig Geld klarzukommen. Ab 66 Jahren beginnt ein Umdenken: Obwohl finanziell unabhängig sein, weiterhin ein Ideal bleibt, nimmt die Skepsis gegenüber staatlicher Hilfe allmählich ab und sinkt ab 71 Jahren deutlich. Staatliche Hilfe wird weit weniger kritisch betrachtet und vielleicht eher als pragmatische Unterstützung akzeptiert.

Die soziale Lebenssituation

Die soziale Lebenssituation von älteren/alten Lesben* umfasst eine Vielzahl von Faktoren, die den Alltag, die Teilhabe am gesellschaftlichen Leben sowie die individuellen Chancen beeinflussen. Dazu zählen nicht nur die finanzielle Situation sowie Berufs- und Bildungsabschlüsse. Die Lebensform, die Wohnverhältnisse, die soziale Bindung sowie der Zugang zu gesellschaftlichen Ressourcen oder zur Gesundheitsversorgung spielen ebenso eine Rolle wie weitere Fragen: Wer übernimmt Care-Arbeit und Pflege? Wie gut sind die sozialen Kontakte? Die Antworten helfen besser zu verstehen: Wo gibt es soziale Ungleichheiten? Was brauchen Menschen? Und wie kann das Leben von Lesben* 55+ gezielt verbessert werden.

Lebensform- und Wohnform

Die meisten Befragten leben in einer Beziehung, Ehe oder eingetragenen Partner*innenschaft. Gleichzeitig sind in allen Altersgruppen Singles zahlreich vertreten. Weitgehend konstant über die verschiedenen Altersgruppen hinweg ist die Kategorie „andere Lebensform“ (z. B. polyamor, freundschaftszentriert) verteilt. Diese Lebens- und Beziehungsformen nehmen erst mit steigendem Alter allmählich ab. Die meisten älteren/alten Lesben* leben entweder alleine in einer Mietwohnung oder zusammen mit ihrer Beziehungsperson. Nur vereinzelt werden in den höheren Altersgruppen Wohn- und Hausgemeinschaften oder alternative Wohnformen z. B. das Leben in einem feministischen/lesbischen/queeren Wohnprojekt als Lebensort angegeben. In keiner Altersgruppe leben Lesben* in einer Pflegeeinrichtung.

Zugang zu Bus und Bahn, Arzt, Einkauf, Kultur, Sport, Freizeit und Internet

Die Studie unterscheidet den Zugang zur so genannten sozialen Infrastruktur in fünf Bereiche: öffentlicher Verkehr, Einkaufsmöglichkeiten, Kultur-, Sport- und Freizeit, medizinische Versorgung und Internet. Wenig überraschend: Die Ergebnisse zeigen, gegenüber städtischen Gebieten wird der Zugang zu allen Bereichen in ländlichen Regionen als wesentlich schlechter wahrgenommen. Bezogen auf das Alter wird der Zugang zu Bus, Bahn, Einkaufsmöglichkeiten sowie zu Freizeitangeboten und zur medizinischen Versorgung insgesamt positiv wahrgenommen. Je älter die Befragten, desto schlechter werden die Zugänge eingeschätzt. Unabhängig von Wohnort und Alter wird der digitale Zugang zum Internet überwiegend positiv bewertet.

Unbezahlte Care-Arbeit wie Pflege, Erziehung und Hausarbeit

Unverzichtbar als Fundament unserer Gesellschaft wird unbezahlter Care-Arbeit meist der Status als „richtige Arbeit“ verwehrt. Geleistet wird sie überwiegend von Frauen*. Das verstärkt wirtschaftliche Abhängigkeit und trägt zu Gender Pay und Pension Gap bei. Die Studie fragte danach, welche Rolle vor allem Pflegearbeit bei älteren und alten Lesben* spielt. 27 % derjenigen, die die Frage danach beantwortet haben, geben an Care-Arbeit zu übernehmen, davon vor allem die 55–65-Jährigen. Mit zunehmendem Alter nehmen sowohl die Bereitschaft als auch die Möglichkeit, diese Aufgabe zu übernehmen, deutlich ab. Als Gründe kommen eigene gesundheitliche Einschränkungen und veränderte soziale Netzwerke in Betracht.

Gesundheitlicher Zustand und Unterstützungsbedarf

Die Gesundheit spielt für Lebensqualität, soziale Teilhabe und wirtschaftliche Absicherung eine zentrale Rolle. Die Gesundheit älterer und alter Lesben* wird nicht nur vom Alter beeinflusst. Auch die Folgen von Diskriminierung und die Erfahrungen einer Minderheit anzugehören, wirken sich aus. Dazu kommt: Viele ältere Lesben* sind unsicher im Kontakt oder bringen negative Erfahrungen im Gesundheitssystem mit wie z. B. wenig sensibles medizinisches Personal oder die Angst vor einem erneuten Coming-out in Pflegeeinrichtungen. Das kann dazu führen, medizinische Leistungen seltener oder erst später in Anspruch zu nehmen. Ein zusätzlicher Risikofaktor für gesundheitliche Einschränkungen. Und so haben die Befragten unserer Studie geantwortet: Gesundheitlich eingeschränkt empfinden sich bereits die 55–65-Jährigen. Die Zahl steigt mit zunehmendem Alter ebenso wie der Bedarf an unterstützenden Angeboten – vor allem medizinische und psychotherapeutische. Starke Einschränkungen und der Bedarf an Unterstützung nehmen bei den Älteren zu. Besonders häufig treten Einschränkungen der Sehfähigkeit, Mobilität sowie chronische körperliche Erkrankungen auf. Ab 71 Jahren kommen Hilfsmittel wie Hörgeräte etc. und Pflegeleistungen hinzu. Die Entwicklung zeigt, der Bedarf an psychischer Unterstützung ist in den jüngeren Altersgruppen dominanter. Mit steigendem Alter werden Mobilitätshilfen und Pflegeleistungen wichtiger.

Inanspruchnahme von Pflegeleistungen und ihre Bewertung

Mit ca. 6,9 % gaben nur wenige Befragte an, Pflegeleistungen zu benötigen. Das Gros wird dabei ambulant versorgt. Die stationäre Pflege spielt eine untergeordnete Rolle. Die Mehrheit bewertet die Pflege als

empathisch und respektvoll. Dennoch: In allen Altersgruppen fühlen sich Personen in ihrer sexuellen Orientierung nicht wahrgenommen. Vereinzelt berichten Befragte von übergriffigem Verhalten in der Pflege.

Soziale Beziehungen – wie häufig und wie bedeutend?

Soziale Kontakte prägen das persönliche Wohlbefinden und die psychische Gesundheit. Sie helfen dabei, sich zugehörig zu fühlen und gut in die Gesellschaft eingebunden zu sein – in allen Lebensphasen. Entsprechend hat die vorliegende Befragung ermittelt: Welche Beziehungen erscheinen Lesben* 55+ als besonders stabil und regelmäßig? Welche können nur durch aktiven Einsatz aufrechterhalten werden? Über die konkrete Lebensform hinaus entsteht ein differenziertes Bild, wie die Befragten sozial eingebunden sind. Daran lässt sich erkennen, wie sie soziale Unterstützung erleben, welche Netzwerke ihnen im Alltag wichtig sind und ob sich bestimmte Gruppen sozial isoliert fühlen. In den Antworten der Teilnehmenden zeigt sich, die Kontaktdichte wird nicht nur vom Alter bestimmt, sondern hängt eng mit der Art der Beziehungen zusammen. Deutlich regelmäßiger als zur Herkunftsfamilie haben die Befragten Kontakte zu Partner*innen und Freund*innen. Relativ stabil in allen Altersgruppen ist der Kontakt zu eigenen Kindern, wenn auch weniger häufig als zu Freund*innen und Partner*innen. Das weist daraufhin: Das Verhältnis zu den Kindern ist vielen wichtig. Im Alltag stehen aber oft Freund*innen an erster Stelle. Das kann daran liegen, dass Eltern und Kinder weit entfernt wohnen oder sehr unterschiedlich leben. Die Stützpfeiler regelmäßiger sozialer Kontakte sind Freund*innen, persönliche Netzwerke, Wahlfamilien und Partner*innen. Das unterstreicht die zentrale Rolle, die soziale Freund*innenkreise für das alltägliche Leben und den emotionalen Rückhalt spielen. Zugleich wird deutlich, diese engen persönlichen

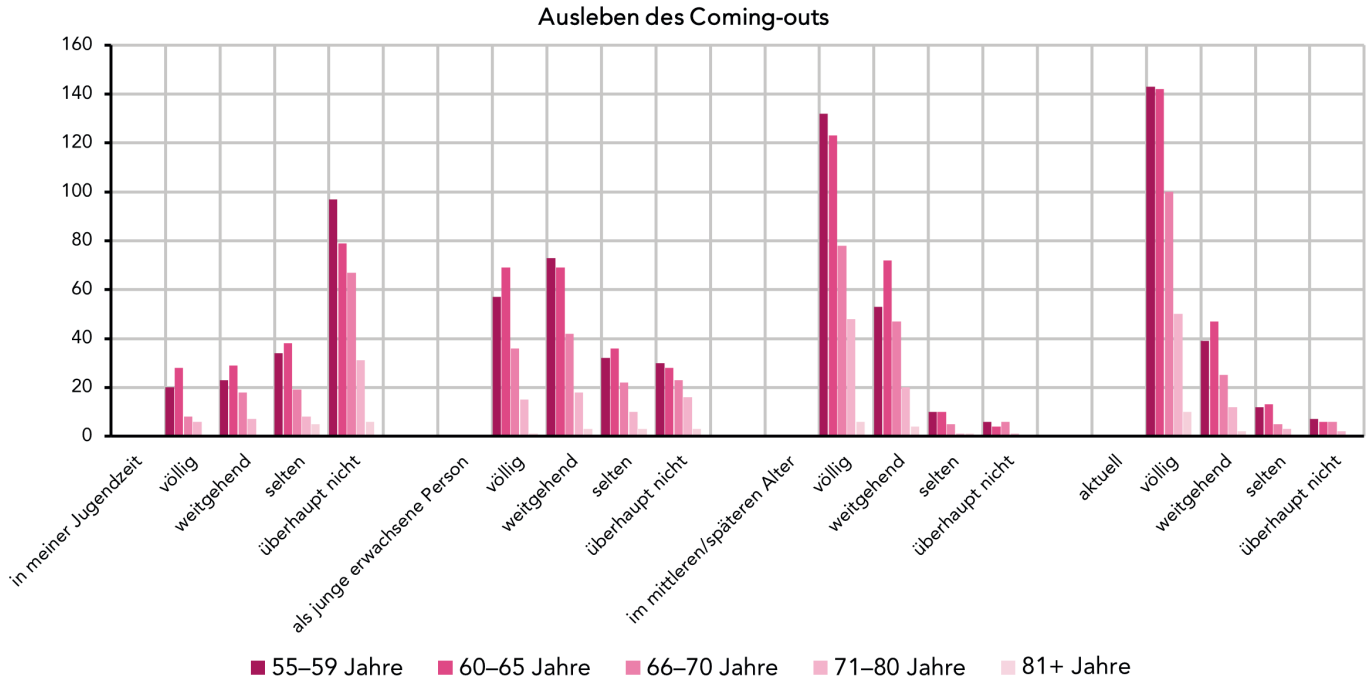
Beziehungen werden besonders in jüngeren Jahren regelmäßig gepflegt. Im Alter nehmen sie sichtlich ab. Der Kontakt bleibt zwar im höheren Alter bestehen, wird jedoch weniger intensiv gelebt. Als besonders stabil und wichtig werden in allen Altersgruppen die sozialen Beziehungen zu Freund*innen, Partner*innen sowie der Herkunftsfamilie erlebt. Offene Antworten zeigen, dass weitere soziale Bezüge eine bedeutsame Rolle spielen: Nachbar*innen und lokale Gemeinschaften, ehrenamtliches Engagement, queere und feministische Netzwerke, musikalische und kulturelle Aktivitäten, Sport- und Bewegungsgruppen sowie berufliche Netzwerke und Selbsthilfegruppen.

Coming-out

Das Coming-out ist für viele eine entscheidende und oft lebensverändernde Schrittfolge im Leben. Es geht darum, sich selbst zu akzeptieren, und sich anderen gegenüber zu öffnen – z. B. Familie, Freund*innen und Kolleg*innen. Unterschieden wird zwischen dem inneren Coming-out (Selbstakzeptanz) und dem äußeren Coming-out (Öffnen gegenüber anderen). Das läuft meist in mehreren Schritten ab. Viele jüngere Menschen erleben heute eine offenere Gesellschaft, die stärker unterstützt. Für ältere Lesben* war das früher

anders: Das Coming-out war herausfordernd und mit zahlreichen Widerständen verbunden. Besonders Frauen*, die in Zeiten aufgewachsen sind, in denen lesbisches Leben praktisch unsichtbar war, mussten damit rechnen, durch Familie und Freunde abgelehnt zu werden oder berufliche Nachteile zu erfahren. Ihr Coming-out war oft mit großen Ängsten und Risiken verbunden. In der Nachkriegszeit und bis in die 2000er Jahre hinein waren lesbische Lebensentwürfe in Deutschland stark tabuisiert, sodass viele ihr Leben in heteronormativen Strukturen führten. Zudem fehlten ihnen positive Vorbilder oder sichtbare Community-Strukturen, die ein Coming-out erleichtert hätten. Viele outeten sich erst im mittleren und höheren Erwachsenenalter, bspw. nach einer heterosexuellen Ehe oder Beziehung und der Erziehung von Kindern. Das erschwerte den Prozess zusätzlich. In der Befragung ging es auch um das Coming-out: Wann erfolgte es, wie offen und in welchen Lebensbereichen wird/wurde die sexuelle Orientierung gelebt – welche Ängste oder Hindernisse haben bis heute davon abgehalten.

Tatsächlich outeten sich über 70 % der Befragten vor ihrem 25. Lebensjahr, meist die 55–65-Jährigen. Die älteren Gruppen outeten sich tendenziell später im Leben. Ein Coming-out im hohen Alter nach dem 60. oder gar 70. Lebensjahr bleibt die absolute Ausnahme. Diese deutlichen Unterschiede zeigen den maßgeblichen Einfluss gesellschaftlicher Bedingungen und Akzeptanz in den verschiedenen Generationen für das Wann und das Wie eines Coming-outs und ob es überhaupt möglich war. Während die 55–65-Jährigen ihr Coming-out häufiger bereits in der Jugend hatten, mussten Ältere oft bis ins junge Erwachsenenalter oder noch länger warten, um ihre sexuelle Orientierung offen zu leben. Dies spiegelt die sich verändernden gesellschaftlichen Rahmenbedingungen wider, die die unterschiedlichen Altersgruppen in ihrem Coming-out-Erleben geprägt haben.



Jüngere Lesben* im Alter von 55–65 Jahren gehen offener mit der eigenen Sexualität um als Alte und Hochaltrige. Viele Befragten meinen: Je älter sie werden, desto besser können sie ihre „Identität“ offen

leben. Das deutet auf eine veränderte Gesellschaft und eine wachsende Akzeptanz hin. Besonders stark verändert haben sich das eigene soziale Umfeld, der Freizeit- und der Gesundheitsbereich. Alle Altersgruppen nehmen deutlich weniger Hürden im Umgang mit dem eigenen Coming-out wahr als früher. Eine Furcht vor dem Coming-out bleibt. Besonders die 55–65-Jährigen sorgen sich um negative Reaktionen im sozialen Umfeld und fürchten institutionell benachteiligt zu werden. Altersübergreifend zeigt sich eine Furcht vor dem öffentlichen Raum. Er bleibt der zentrale Ort, wo negative Konsequenzen befürchtet werden.

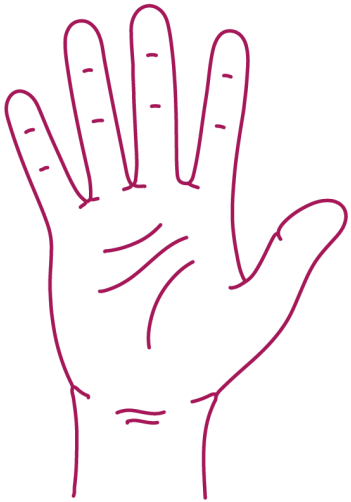
Insgesamt lässt sich also festhalten: Viele ältere/alte Lesben* erlebten ihre Jugend als stark eingeschränkt. Heute nehmen sie die Situation deutlich verändert war – offener. Sich selbst erleben sie als sichtbarer. Zugleich bestehen weiterhin Sorgen bezüglich des Coming-outs. Als besonders schwierig werden der Job und Familien mit eigenen Kindern erlebt. Möglicherweise erreicht gesellschaftlicher Fortschritt nicht alle Lebensbereiche gleichermaßen.

Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen

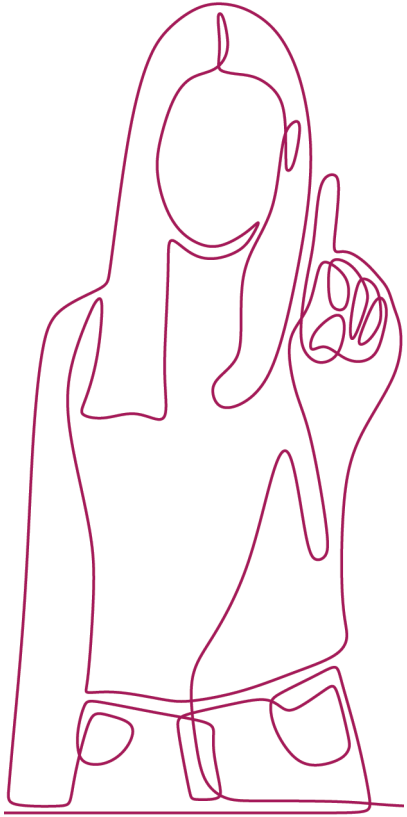
Lesben* sind vielfältigen Formen von Diskriminierung ausgesetzt – auf persönlicher und struktureller Ebene. Das ist kein neues Phänomen. Verschiedene Publikationen und aktuellere Studien zu Gewalt gegen Lesben* machen ebenso wie alltägliche Erlebnisse deutlich, wie sehr sie von Gewalt und Ausgrenzung betroffen sind – trotz gleichstellungspolitischer Erfolge in jüngster Zeit. Gesellschaftliche Veränderungen bedeuten keineswegs, dass die erlebte Realität von Lesben* frei von Benachteiligung wäre. Diese

erstrecken sich nicht nur auf subtile und offene rechtliche oder ökonomische Diskriminierung. Viele berichten davon, (strukturell) ausgegrenzt oder abgelehnt zu werden bis hin zu verbaler, körperlicher sowie sexualisierter Gewalt und Stalking. Das passiert in den verschiedensten Lebensbereichen – z. B. in Familien, am Arbeitsplatz, bei Ämtern, in Pflegeeinrichtungen oder auf der Straße. Lesben* sind oft Ziel sexistisch-homophober Gewalt. Sie ist tief in hetero-patriarchalen Normen verwurzelt. Besonders häufig erfahren Betroffene Gewalt, wenn sie sich der traditionellen, heteronormativen Geschlechterrolle entziehen, etwa durch

- ihr äußeres Erscheinungsbild,
- ihr Verhalten,
- ihr offenes und selbstbewusstes Auftreten oder
- weil sie männliche Avancen klar zurückweisen.



Hinter dieser Gewalt steckt häufig die Vorstellung, Lesben* müssten „korrigiert" oder „bestraft" werden. Studien zeigen: Viele (in der Regel männliche) Täter rechtfertigen ihr Handeln damit, dass sie sich in ihrer Männlichkeit oder die gesellschaftliche Ordnung bedroht fühlen. Für Betroffene kann das schwerwiegende Folgen haben wie Angst, Trauma, Rückzug aus dem sozialen Leben oder finanzielle Nachteile. Trotzdem wird sexistische und homophobe Gewalt gegen Lesben* oft kleingeredet oder übersehen. Das zeigt, wie wichtig verstärkte Sensibilisierung und besserer Schutz sind.

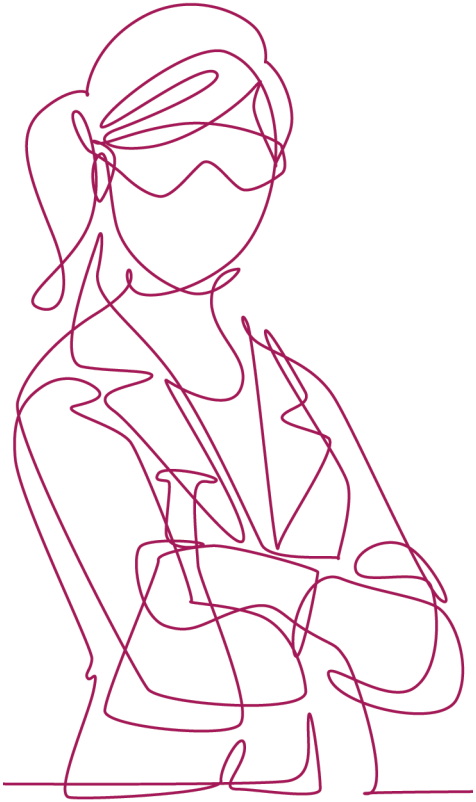


Befragungsergebnisse zu Gewalterfahrungen

Auch in der vorliegenden Befragung geben ältere/alte Lesben* an, Opfer sexistisch-homofeindlicher Gewalt geworden zu sein – besonders häufig von psychischer Gewalt. Die meisten Übergriffe finden im öffentlichen Raum durch Fremde statt. Betroffene werden beleidigt, gedemütigt, bedroht oder ausgegrenzt. Dazu kommt psychische Gewalt innerhalb des sozialen Umfelds. Hier sticht vor allem die Familie heraus. Angehörige regieren mit Ablehnung und massiven Angriffen.

Körperliche Gewalt (Festhalten, Schubsen, Anrempeln, Anspucken) und sexualisierte Gewalt (anzügliche Bemerkungen, telefonische/postalische/digitale sexuelle Belästigung, direkte sexuelle Belästigung, sexuelle Nötigung, Vergewaltigung) passiert ebenfalls vor allem im anonymen, öffentlichen Raum durch Fremde. Aber auch Personen aus der Familie und dem Bekanntenkreis sowie vorwiegend männliche Ex-Partner sind Täter. 55–65-Jährige erleben besonders häufig Gewalt. Das nimmt mit steigendem Alter ab. Ein möglicher Grund sind veränderte Lebensrealitäten der ältesten Lesben*. Jüngere sind meist sichtbarer, aktiver, oftmals noch berufstätig und erleben damit häufiger in öffentlichen oder beruflichen Kontexten Diskriminierung und Gewalt.

Zusätzlich zu Ageismus werden Lesben* aus anderen Gründen wie Rassismus, Ableismus, Antisemitismus, Islamfeindlichkeit, Klassismus oder Gewicht diskriminiert. Danach fragte die vorliegende Studie. Jüngere Gruppen erleben, obwohl sich insgesamt nur wenige Befragte in der Untersuchung überhaupt als Schwarz, BIPoc etc. bezeichnen, häufiger Rassismus. Auch werden in den jüngeren Altersgruppen mehr Angaben zu klassistischer und körperbezogener Diskriminierung gemacht als in den älteren. Mit zunehmendem Alter überwiegen Erfahrungen mit Altersdiskriminierung. Die wenigen Angaben zu rassistischen, klassistischen und ableistischen Anfeindungen zeigen überdies: die meisten Anfeindungen finden vor allem in Behörden, im beruflichen Umfeld sowie in familiären Kontexten statt. Wollen wir die Diskriminierungserfahrungen älterer und alter Lesben* verstehen, reicht es also nicht, sich auf einen Gewaltbereich zu konzentrieren. Erst mit einem intersektionalen Blick werden zentrale Erfahrungen von mehrfach diskriminierten Lesben* sichtbar. Diskriminierung und Gewalt gegen ältere Lesben* sind kein Randthema, sondern in all ihren Formen und Bezügen ein ernstzunehmendes strukturelles Problem. Dass die meisten Gewalt- und Diskriminierungserfahrungen im öffentlichen Raum durch Fremde stattfinden, macht deutlich: Das Problem betrifft die ganze Gesellschaft. Politik, Öffentlichkeit und Wissenschaft müssen das Thema ernster nehmen, verstärkt aufgreifen und Lösungen finden.



Bewegungspolitische Zugehörigkeiten und Vernetzungen

Die Neuen Sozialen Bewegungen[12] sind Ausdruck und Motor sozialen Wandels. Die Frauenbewegung, die Lesbenbewegung sowie die LGBTIQ*-Bewegung zeigen, wie sich Menschen gemeinsam für Gleichberechtigung, Sichtbarkeit und Menschenrechte einsetzen. Sie sind entscheidende Beispiele dafür, wie Gruppen gemeinsam etwas verändern können. In West-Deutschland[13] haben diese Bewegungen seit den späten 1970er Jahren tiefgreifende Veränderungen angestoßen, etwa durch Gründung zahlreicher feministischer Projekte (z. B. Gesundheitszentren, Antigewaltprojekte, Frauen- und Lesbenzentren) oder durch diverse rechtliche Fortschritte, wie die Abschaffung des §175 StGB, die Einführung der Ehe für alle, die Revision des Transsexuellengesetzes, die Erfolge in der Personenstandsänderung sowie weitere gesetzliche Maßnahmen zum Schutz vor Diskriminierung. In den letzten fünf Jahrzehnten haben sich wichtige politische und gesellschaftliche Rahmenbedingungen gewandelt. Weitere soziale Bewegungen sind hinzugekommen. Die Art, wie sich Einzelne in diesen Bewegungen sehen und einordnen, hat sich verändert. Lesben* zwischen 55 und 81+ Jahren bringen unterschiedliche Erfahrungen mit sozialen Bewegungen mit. Ältere Frauen* fühlen sich oft eher mit der Frauen- oder Lesbenbewegung verbunden, während jüngere Gruppen meist in der LSBTIQ*-Bewegung aktiv sind. Manche gehören mehreren Bewegungen gleichzeitig an – zum Beispiel der Frauen- und der Queer-Bewegung. Nicht alle, die sich als lesbisch sehen, fühlen sich auch einer bestimmten Bewegung zugehörig. Bewegungen stehen nie für sich allein, sondern sind Teil größerer politischer und gesellschaftlicher Entwicklungen. Gerade für ältere Lesben*, die an mehreren Stellen Diskriminierung erleben – etwa wegen Alter, Geschlecht oder Klasse –, kann dieser Zusammenhang wichtig sein. Es

kommt darauf an, wo sie sich einordnen: in klassischen queeren Bewegungen, in der Klimabewegung, in antirassistischen Gruppen oder in Gewerkschaften. Solche Verbindungen zeigen gemeinsame Interessen, Werte oder Ziele. Auch der fehlende Kontakt zu bestimmten Bewegungen sagt etwas aus – zum Beispiel über Ausschlüsse oder fehlende Sichtbarkeit.

Lesbisch-feministisch vernetzt

Wie gut sind die Befragten mit feministisch-lesbischen Projekten vernetzt? Vor allem diejenigen zwischen 55 und 65 Jahren berichten, dass das in gewissem Maß für lesbisch-feministische Projekte funktioniert – besonders vor Ort, auf kommunaler Ebene. Auf Landes- und Bundesebene sehen sich die Allermeisten gar nicht oder nur schlecht in Netzwerke eingebunden. Eine Tendenz, die mit steigendem Alter zunimmt – sei es aufgrund mangelnder Angebote, Zugangsbarrieren oder einer anderen politischen Sozialisation.

Queer, trans* und inter* vernetzt

Auffällig ist, queere, trans* und inter* Projekte spielen in den Lebensrealitäten älterer/alter Lesben* kaum eine Rolle – weder auf Bundes-, Landes- noch kommunaler Ebene. Über alle drei Ebenen hinweg dominiert die

Aussage, gar nicht vernetzt zu sein. Das gilt interessanterweise besonders für die 55–65-Jährigen, die gleichzeitig oft politisch aktiv oder gesellschaftlich engagiert sind. Unklar ist, ob entsprechende Projekte zu wenig sichtbar sind, inter* und trans* „Identitäten" generell abgelehnt werden oder auf allen Seiten Berührungsängste bestehen. In jedem Fall weisen die Antworten auf eine große Vernetzungslücke von älteren und alten Lesben* mit queeren, inter*- und trans*-Projekten hin. Sofern gewünscht – zeigt sich ein klarer Handlungsbedarf für stärkere Netzwerke und Anbindungen, gerade auf der überregionalen Ebene.

Migrantisch und mit BIPoc-Projekten vernetzt

Ähnlich sieht es bzgl. der Vernetzung mit migrantischen und BIPoC-Projekten aus. Landes- und Bundesebene sind faktisch von den Lebensrealitäten der Befragten entkoppelt, vor allem wenn es um migrantische Selbstorganisation und BIPoC-Strukturen geht. Vor Ort sind einige Wenige an entsprechende Projekte angebunden. In der Altersgruppe 66+ zeigt sich das besonders stark. Eine gute Verbindung zu BIPoC-Projekten gibt es kaum – auf keiner Ebene. Woran das liegt, bleibt unklar. Vielleicht spielen mehrere Dinge eine Rolle: BIPoC-Strukturen sind im Leben vieler älterer *weißer* Lesben* nicht sichtbar. Gleichzeitig kann es sein, dass sie – auch durch rassistische Prägung – bestimmte Angebote gar nicht wahrnehmen oder sich unsicher fühlen, Kontakt aufzunehmen. Vielleicht fehlen auch einfach passende Angebote oder das Interesse auf beiden Seiten ist gering. Sicher ist: Es gibt spürbare Distanz zwischen den meist *weißen* älteren lesbischen Communities und BIPoC-Projekten. Und diese scheint mit dem Alter größer zu werden.

Insgesamt zeigt sich, mit zunehmendem Alter nimmt die Vernetzung stark ab. Gleichzeitig wächst das Gefühl des Nicht-Dazugehörens. Insbesondere die Ältesten scheinen also weniger in bestehende Netzwerke eingebunden zu sein. Vor allem die kommunale Ebene bietet das größte Potenzial, Teilhabe zu verbessern. Klar ist aber: Die meisten älteren lesbischen Befragten haben keinen aktiven Kontakt zu anderen sozialen Bewegungen – auf allen Ebenen. Warum das so ist, lässt sich nicht genau sagen. Vielleicht fehlen passende Angebote, vielleicht fehlt die Sichtbarkeit oder das Interesse am Austausch ist auf beiden Seiten zu gering.

Vernetzt mit Sozialverbänden, Politik, Gewerkschaften und Altenhilfe

Sozialverbände sind für das Gros der Befragten vor allem lokal sichtbar. Ihre überregionalen Strukturen bleiben unsichtbar oder sind evtl. nicht relevant. Das kann daran liegen, dass es zu wenig öffentliche Informationen gibt, dass Angebote schwer erreichbar sind oder dass sich nicht alle mitgemeint fühlen. In Bezug auf Politik und Gewerkschaften zeigt sich: Viele ältere und alte Lesben* sind weder aktiv eingebunden noch fühlen sie sich von diesen Strukturen erreicht oder vertreten. Das nimmt mit zunehmendem Alter noch einmal deutlich ab. Das kann einerseits an den Erfahrungen liegen, die manche in politischen Zusammenhängen gemacht haben. Andererseits schließen viele Institutionen ältere Menschen aus – oft unbewusst. Deshalb ist es wichtig, das politische Selbstverständnis dieser Generation genauer anzuschauen. Die zentrale Frage ist: Wie können politische und gewerkschaftliche Strukturen offener und zugänglicher werden? Und was hindert ältere Lesben* bisher daran, sich dort zugehörig zu fühlen oder aktiv mitzumachen?

Bei der Altenhilfe fällt auf: Selbst im hohen Alter gibt es kaum Berührungspunkte mit diesem Bereich – obwohl gerade dann mehr Unterstützung nötig wäre. Das zeigt nicht nur eine Lücke in den Strukturen. Es kann auch bedeuten, dass ältere lesbische Lebensweisen in der Altenhilfe übersehen oder sogar ausgeschlossen werden.

Die Ergebnisse der Erhebung zeigen, dass sich die große Mehrheit der Befragten generell den Neuen Sozialen Bewegungen zugehörig fühlt, viele sogar mehreren Bewegungen gleichzeitig. Nur Wenige geben an, gar keiner Bewegung verbunden zu sein. Sich aktiv zu engagieren, bleibt im Vergleich dazu eher die Ausnahme. Die 55–65-Jährigen sind am stärksten politisiert und engagiert – vor allem die 60–65-Jährigen. In höherem Alter sehen sich Viele weiterhin zugehörig, engagieren sich aber kaum aktiv. Besonders stark verbunden fühlen sich die Befragten mit der zweiten autonomen Frauenbewegung, der Lesbenbewegung, der Lesben-/Schwulenbewegung und der Queer-Bewegung. Auffallend Wenige fühlen sich mit der trans* und inter*-Bewegung verbunden. Beide stoßen auf wenig Resonanz oder werden gar abgelehnt. Als Gründe kommen Spannungen und Diskussionen innerhalb der Community sowie eine Ablehnung von trans* und inter* Politiken generell in Frage. Ebenfalls gering ausgeprägt ist die Verbundenheit mit der Black Power Bewegung. Das könnte neben Distanz und mangelnden Berührungspunkten möglicherweise auch mit Abwehr, rassistischer Sozialisation sowie mit der Zusammensetzung der Stichprobe selbst zu tun haben.

Insgesamt identifizieren sich viele der befragten älteren/alten Lesben* stark mit verschiedenen anderen sozialen, politischen Bewegungen/Initiativen und Organisationen. Der Schwerpunkt liegt auf Klimagerechtigkeit, linker Politik, Sozial- und Gewerkschaftsarbeit. Einige Themen wie Antirassismus sowie trans* und inter* Rechte finden weniger Beachtung oder werden sogar abgelehnt.

Ängste, Wünsche, persönliche Einschätzungen und Forderungen an die Politik

Ältere und alte Lesben* sind Expert*innen ihrer eigenen Lebenssituation. Sie verfügen über ein umfangreiches Erfahrungswissen, das in herkömmlichen Untersuchungen oft nicht ausreichend berücksichtigt wird – sei es aufgrund von Alter, Geschlecht oder sexueller Orientierung. Das ist in der vorliegenden Studie anders: Sie fragt nicht nur nach Ängsten und Wünschen, sondern auch nach den Meinungen und Positionen älterer und alter Lesben* und danach, was sich (politisch) ändern sollte. So fließt ihr Wissen direkt ein. Es geht nicht nur darum, über sie zu sprechen – sondern mit ihnen. Auf dieser Grundlage lassen sich konkrete Vorschläge für Politik, Praxis und Community-Arbeit entwickeln – getragen von den Stimmen derer, die es betrifft.

Welche Ängste haben ältere Lesben*?

Durch die Frage nach Ängsten wird sichtbar, welche konkreten Sorgen das Leben und Altern unter den gegebenen gesellschaftlichen Bedingungen belasten. Insbesondere Zukunftsängste funktionieren nicht nur als Spiegel

persönlicher Unsicherheiten oder Lebensumstände. Sie offenbaren auch strukturelle Spannungsverhältnisse und gesellschaftliche Ausschlussmechanismen, denen ältere und alte Lesben* ausgesetzt sind. Sie erleben Nachteile und werden potenziell mehrfach diskriminiert – z. B. in der Pflege, beim Wohnen oder finanziell. Gründe dafür können sein: viele Jahre Ausgrenzung, kein Zugang zu LSBTIQ*-sensiblen Angeboten, ein Leben mit Behinderung oder fehlende Unterstützung durch Familie.

Die Ängste älterer und alter Lesben* zeigen auch, wie unsere Gesellschaft mit Alter, Geschlecht und Sexualität umgeht. Sie machen deutlich, wo Menschen ausgeschlossen werden.[14] Wenn etwa Angst vor Einsamkeit oder vor lesbenfeindlicher Diskriminierung in der Pflege genannt wird, verweist das nicht nur auf persönliche Sorgen. Die Ängste zeigen, lesbisches Leben ist in vielen Einrichtungen kaum sichtbar und wird oft nicht anerkannt. Es ist wichtig die geäußerten Ängste nicht nur als persönliche Aussagen zu lesen. Sie zeigen größere soziale Probleme auf. Sie ermöglichen eine Perspektive „von unten", die auf subjektiven Erfahrungen basiert, aber systematische Muster gesellschaftlicher Benachteiligung sichtbar macht. So können diese Ängste auf gesellschaftliche Probleme und spezifische Bedarfe aufmerksam machen, um daraus zielgruppenspezifische Angebote zu entwickeln und politische Veränderungen anzustoßen.

Wie Alter und Altern wahrgenommen wird, ist stark durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen geprägt. Ängste und Sorgen hängen nicht nur mit den körperlichen Veränderungen oder der eigenen Lebensgeschichte zusammen – sie spiegeln strukturelle Unsicherheiten wider. Alle Befragten hatten am meisten Angst vor schlechten Bedingungen in Alters- und Pflegeeinrichtungen. Viele befürchten, dass Pflegekräfte wenig einfühlsam oder überfordert sind. Oder sorgen sich, dass im Pflegeheim keine Rücksicht auf ihre lesbische

Lebensrealität genommen wird. Die Vorstellung, im Alter nicht als ganze Person mit eigener Geschichte, eigenen Beziehungsformen und Bedürfnissen wahrgenommen zu werden, verunsichert viele zutiefst. Diese Ängste verweisen auf institutionelle Mängel und Erfahrungen mit fehlender Teilhabe und Würde im Alter.

Große Furcht lösen die Höhe der Rente oder der Miete aus. Das zeigt, Renten- und Wohnsystem bieten vielen keine ausreichende Sicherheit. Viele der Befragten haben nicht nur Angst vor körperlichem Altern. Sie fürchten, was im Alter gesellschaftlich auf sie zukommen könnte – zum Beispiel Einsamkeit, schlechte Versorgung oder ein Leben in Abhängigkeit.[15] Die Angst zu vereinsamen, ist besonders stark: Einige berichten davon, dass sie mit den Jahren viele enge Freund*innen verloren haben – durch Tod, Wegzug oder Pflegebedürftigkeit. Gerade die Ältesten sind oft nicht in traditionelle Familienstrukturen eingebunden. Dann können schrumpfende soziale Netzwerke schnell zu einem Gefühl der Isolation führen.

Interessant ist, gerade die jüngeren und mittleren Altersgruppen – vor allem zwischen 55 und 70 Jahren – denken am intensivsten über solche Fragen nach. Das könnte mit ihrer Lebenssituation zusammenhängen: Viele stehen noch im Berufsleben oder sind gerade in Rente gegangen. Sie beginnen aber konkret zu spüren, wie fragil scheinbare Sicherheiten sein können. Gleichzeitig scheinen die Jüngeren noch über genug Ressourcen zu verfügen, um ihre Zukunft zu planen – aber auch zu fürchten. Die 70- oder 80-Jährigen äußern deutlich weniger Sorgen. Das muss kein Zeichen von Sorglosigkeit sein. Es kann auch Resignation ausdrücken, einen veränderten Umgang mit Unsicherheit oder geringere soziale Erwartungen. Gesellschaftliche Entwicklungen verstärken das unsichere Gefühl: der politische Rechtsruck, die Angst vor Krieg, die Klimakrise, zunehmende Queerfeindlichkeit sowie die Sorge um den Erhalt feministischer, lesbischer und queerer Errungenschaften belasten viele. Die

Unsicherheit darüber, wie sicher lesbisches Leben und lesbische Sichtbarkeit in Zukunft noch sein werden, ist bei vielen deutlich spürbar. Einige der Befragten erinnern an vergangene Zeiten der Ausgrenzung und Verfolgung – sei es juristisch, sozial oder beruflich. Sie äußern, dass sie sich nicht sicher sind, ob sich das nicht wiederholt. Zugleich spiegeln die Rückmeldungen ein hohes Maß an Reflexion, politischer Wachheit und den starken Wunsch nach Selbstbestimmung und Teilhabe im Alter wider. Es zeigt sich ein deutliches Bedürfnis nach gemeinschaftlichen Wohnformen, lesbenspezifischen Schutz- und Begegnungsräumen, verlässlichen Fürsorge-Netzwerken sowie Möglichkeiten kreativer, spiritueller und sozialer Entfaltung.

Queere Diskurse als Bedrohung?

Einige Befragte äußern die Sorge, innerhalb queerer Diskurse und Strukturen zunehmend unsichtbar zu werden. In diesem Zusammenhang wird teils scharfe Kritik an gegenwärtigen queeren Debatten geäußert. Einige der befragten Lesben(*) fühlen sich z. B. durch die Nutzung des Gendersternchens, durch bestimmte trans*inklusive Positionen oder durch das Selbstbestimmungsgesetz (SBGG) nicht mitgemeint oder sogar ausgeschlossen. Die Aussagen reichen dabei vom Wunsch nach klarer lesbischer Sichtbarkeit bis hin zum Verwenden von Begriffen, die auch in einem antifeministischen oder (extrem) rechten Diskursumfeld auftauchen (z. B. „Genderwahn"). Dabei ist zu betonen, dass es sich um persönliche Meinungsäußerungen handelt. Sie bedeuten nicht automatisch, dass bestimmte politische Haltungen dahinterstehen – dennoch müssen sie kritisch betrachtet werden. Die Nähe zu rechtspopulistischen oder rechtsextremen Begriffen ist auffällig, etwa wenn geschlechtliche Selbstdefinitionen pauschal abgelehnt oder trans*, inter* und nicht-

binäre (TIN*) Personen diffamiert werden. Es ist wichtig, solche Spannungen sichtbar zu machen, ohne vorschnell zu verurteilen. Vielmehr sollten sie als Ausdruck tiefer gesellschaftlicher und innercommunity-bezogener Konflikte gelesen werden, die einer langfristigen, respektvollen und differenzierten Auseinandersetzung bedürfen. Der Umgang mit solchen Aussagen erfordert Sensibilität und eine klare demokratische Haltung, die menschenfeindlichen Positionen widerspricht, ohne zugleich das Bedürfnis nach Anerkennung von lesbischer Geschichte und „Identität" zu delegitimieren. Nur so können generationenübergreifende Verständigung und solidarische Bündnispolitiken innerhalb der LSBTIQ*-Community gelingen.

Insgesamt wird deutlich: Altern ist mehr als eine private Lebensphase. Es ist ein sozial und politisch gestalteter Bereich und Lebensabschnitt. Die geäußerten Ängste spiegeln gesellschaftliche Herausforderungen wider, die individuelle Lebensqualität im Alter maßgeblich beeinflussen. Sie zeigen, wie wichtig eine solidarische, diskriminierungsfreie und sozial gerechte Alterspolitik ist.

Welche Wünsche haben Lesben* 55+?

Das Erfragen von Wünschen ermöglicht es, positive Perspektiven und Lebensentwürfe zu verstehen, besonders solche, die bislang gesellschaftlich wenig beachtet wurden. Dabei ist besonders aufschlussreich, welche Wünsche geäußert werden. Sie geben Hinweise auf frühere Erfahrungen, z. B. mit Ausgrenzung, Diskriminierung oder Unsichtbarkeit. Wünsche nach Gemeinschaft, nach sicheren Wohnformen, nach Sichtbarkeit oder nach kultureller Teilhabe sind mehr

als rein persönliche Anliegen. Sie verweisen zugleich auf gesellschaftliche Bedingungen, unter denen lesbisches Leben im Alter stattfindet. Aktuell ältere/alte Lesben* lebten meist für lange Zeit ohne rechtliche Absicherung, gesellschaftliche Anerkennung oder repräsentative Vorbilder. Sie formulieren daher möglicherweise andere Wünsche an ihr Alter als heterosexuelle und cisgeschlechtliche Gleichaltrige. Persönliche Wünsche können so auch als politische Aussagen verstanden werden: Sie zeigen, wie stark die Lebensqualität im Alter mit Teilhabe, Sicherheit und Anerkennung zusammenhängt – und wie sehr ältere/alte Lesben* auf soziale Strukturen angewiesen sind, die ihre Lebensweisen ernst nehmen und unterstützen. Die Auseinandersetzung mit ihren Wünschen bietet daher nicht nur eine persönliche Perspektive, sondern auch einen kritischen Blick auf gesellschaftliche Inklusion im Alter.

Am häufigsten äußern die Befragten den Wunsch, geistig und körperlich gesund sowie mobil und selbstbestimmt zu bleiben und in stabilen sozialen Beziehungen eingebettet zu sein. Dies unterstreicht: Die Lebensqualität im Alter hängt von äußeren Faktoren wie diskriminierungsfreier medizinischer Versorgung, barrierefreier Infrastruktur und vielfältigen, zugänglichen sozialen Angeboten ab. Wiederholt wurde auch der Wunsch nach alternativen Wohnformen und lesbenspezifischen Gemeinschaften (lesbisches/queeres Wohnprojekt, lesbische Mehrgenerationenprojekte) geäußert, mit dem Bedürfnis nach gegenseitiger

Unterstützung im Alltag, sei es emotional, praktisch oder pflegerisch. Wichtig ist einigen, dass diese Projekte nicht nur inklusiv, sondern auch exklusiv sein dürfen. So gibt es deutliche Stimmen, die sich „explizite männerfreie Frauen-Lesbenräume" wünschen. Für die Befragten geht es hier um das Bewahren von eigenen Räumen, die durch gemeinschaftliches Leben gestärkt werden sollen.

Mehr kulturelle und soziale Teilhabe – jenseits „klassischer" Angebote

Viele der Befragten äußern außerdem den Wunsch nach mehr kultureller und sozialer Teilhabe, die sich nicht an heteronormativen oder klassisch seniorengerechten Angeboten orientiert. Es geht darum, lesbenspezifische und feministische Räume zu schaffen – als Alternative zu den oft als „üblich" empfundenen Senior*innenangeboten. Altern soll ein aktiver, neugieriger und selbstbestimmter Lebensabschnitt sein, in dem der Besuch von kulturellen Veranstaltungen, künstlerisches Arbeiten oder Reisen weiterhin möglich sind. Auch die Sehnsucht nach Nähe, Liebe, emotionaler Sicherheit und Beziehung bleibt im Alter ein Thema, ob im Wunsch nach einer Lebenspartner*in, nach Freund*innen oder Verbundenheit auf Augenhöhe oder nach stärkeren sozialen Netzwerken. Einige Befragte äußern den deutlichen Wunsch, neue Kontakte zu knüpfen, explizit auch zu jüngeren Lesben*.

Die politische Situation und das gesellschaftliche Klima bleiben bezogen auf die Wünsche älterer/alter Lesben* bedeutsam. Die bereits angesprochene tiefe Beunruhigung über den globalen politischen und ökologischen Krisenzustand spielt eine besondere Rolle. Der tiefe Wunsch nach Frieden und einer gerechten, sozialen und ökologischeren Gesellschaft steht für Viele im Zentrum. Als ebenso wichtig und beunruhigend wird eine

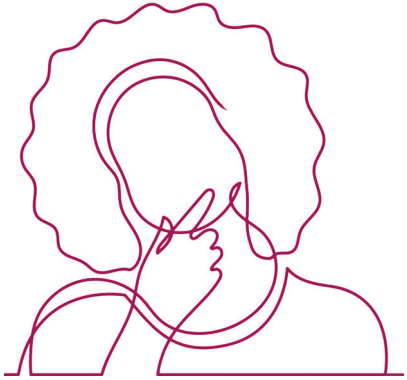
gesellschaftliche Spaltung wahrgenommen. Verbunden mit dem Wunsch, die Spaltungen mögen weniger werden. Zugleich besteht ein Wunsch nach mehr Mut zu differenzierten und offenen Debatten – auch innerhalb der lesbischen Community. Dafür brauche es neue politische Initiativen, die innovatives Denken, neue Perspektiven und Strategien befördern. Am Ende soll der Zusammenhalt innerhalb der Community – im Sinne von Solidarität und Menschenrechten — gestärkt werden. Auch bei den Wünschen äußert sich ein Teil der Befragten kritisch gegenüber heutigen queer-feministischen Entwicklungen, insbesondere das „Vermischen" von lesbischer „Identität" mit queeren Begriffen. Wie bei den Ängsten werden teilweise Begriffe verwendet, die fehlende Empathie und menschenfeindliche Positionen deutlich machen, denen klar entgegengetreten werden muss. Einige Befragte empfinden queer-feministische und trans*inklusive Tendenzen als spaltend. Sie wünschen sich eine autonome lesbisch-feministische Kultur zurück, die sich ihrer Ansicht nach selbstbewusst gegen scheinbar vereinnahmende queer- und trans*aktivistische Tendenzen stellt. Es zeigt sich auch hier, das Feld an politischen Positionen und Haltungen innerhalb der Community ist groß. Sie benötigen – sofern der Wunsch, sich zu verständigen und anzunähern, besteht – eine respektvolle und offene Auseinandersetzung mit einem langen Atem.

Wiederholt wird eine lesbenspezifische Infrastruktur gefordert. Das zeigt, viele ältere/alte Lesben* fühlen sich in den bestehenden Strukturen weder ausreichend repräsentiert noch geschützt oder angesprochen. Ihre Wünsche benennen neben dem persönlichen Wohlbefinden indirekt das Fehlen gesellschaftlicher Anerkennung und gezielter Angebote, die ihre spezifischen Lebenslagen ernst nehmen. Gerade im Hinblick auf soziale Beziehungen wird deutlich, wie bedeutsam Sichtbarkeit, Zugehörigkeit und gemeinschaftliche Verbundenheit sind – Bedürfnisse, die nicht im rein Privaten gedeckt werden können, sondern aktiv durch gesellschaftliche Rahmenbedingungen gestützt werden müssen. Die Wünsche der befragten älteren/alten Lesben* verweisen

damit auf mehr als individuelle Zukunftsbilder: Sie machen strukturelle Leerstellen deutlich – etwa in der Pflege, in der Gesundheitsversorgung oder in der kommunalen Infrastruktur. Eine inklusive Altenpolitik darf daher nicht bei pauschalen Maßnahmen stehen bleiben, sondern muss die Vielfalt biografischer Erfahrungen ernst nehmen.

Die Bedarfe älterer und alter Lesben* mehr wahrnehmen

Die Betroffenen sehen ihre Bedarfe in vielen gesellschaftlichen Bereichen nur unzureichend berücksichtigt. Auch hier verweisen sie über individuelle Bedürfnisse hinaus auf nach wie vor vorhandene gesellschaftliche Vorurteile und strukturelle Lücken. Die meisten Befragten stimmen der Aussage zu: Ältere und alte Lesben* sind keine homogene Gruppe, sondern durch Vielfalt und unterschiedliche Diskriminierungserfahrungen geprägt und werden immer noch zu wenig wahrgenommen. Ihrem Wunsch nach Liebe und Sexualität im Alter wird gesellschaftlich zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Es fehlt an lesbenspezifischen Angeboten und finanziellen Mitteln für soziale und kulturelle Teilhabe. Dass lesbische Biografien, manchmal auch in queer-feministischen Zusammenhängen, kaum mitgedacht oder als relevant betrachtet werden, wird als verletzend, diskriminierend und entwertend erlebt.



Einige Befragte äußern, dass die Lebensleistung älterer/alter Lesben* gesellschaftlich kaum gewürdigt wird – obwohl gerade sie es waren, die feministische und lesbische Strukturen aufgebaut haben. Einige Teilnehmende fühlen sich durch Sammelbegriffe wie FLINTA*[16] oder den Genderstern aktiv entwertet. Dahinter steht auch die tiefe Sorge, dass vergessen oder verwässert werden könnte, wofür Generationen von Frauen*/Lesben* mutig eingetreten sind. Zugleich schwingt Verärgerung darüber mit, für all die Anstrengung nicht wirklich wahrgenommen zu werden. Auch ein Bedauern ist spürbar, dass die historische Bedeutung lesbischer Lebenswelten der 1970er und 1980er Jahre scheinbar nicht so gewürdigt wird, wie es aus ihrer Sicht nicht nur wünschenswert, sondern auch nötig wäre.

Insgesamt zeigt sich deutlich, dass ein gutes Leben im Alter für Lesben* nicht allein durch private Vorsorge oder individuelle Strategien gesichert werden kann. Es braucht eine gesellschaftlich verankerte, inklusive Altenpolitik, die die spezifischen Lebensrealitäten, Diskriminierungserfahrungen und Bedürfnisse älterer/alter Lesben* ernst nimmt und strukturelle Antworten auf soziale Isolation, Armut, mangelnde kulturelle und soziale Teilhabe und heteronormative Versorgungssysteme entwickelt. Ein gutes Leben im Alter ist kein rein privates Anliegen – es ist eine Frage gesellschaftlicher Verantwortung.

Wie kann sich etwas verändern?

Auch die Veränderungsvorschläge, die die Teilnehmenden formulieren, liefern Hinweise auf bestehende Lücken im System bzw. darauf, wo die spezifischen Bedarfe älterer/alter Lesben* in gesellschaftlichen Bereichen nicht

oder zu wenig wahrgenommen werden. Dazu werden konkrete Maßnahmen, Unterstützungsangebote oder politische Rahmenbedingungen benannt, die aus Sicht der Teilnehmenden notwendig wären, um soziale Teilhabe, Sicherheit und Sichtbarkeit im Alter zu gewährleisten. So werden bestehende Benachteiligungen nicht nur benannt, sondern es werden selbst Lösungswege formuliert. Sei es in Bezug auf materielle Bedingungen, Zugang zu Teilhabe oder grundlegende Fragen nach Anerkennung, Sichtbarkeit, Zugehörigkeiten und Vielfalt in der Gesundheitsversorgung, in Pflegeeinrichtungen, im Wohnumfeld oder im kulturellen und politischen Raum. Durch das Einbeziehen dieser Perspektiven sowie den formulierten Veränderungswünschen kann es gelingen, gesellschaftliche Entwicklungen inklusiver zu gestalten – auf Grundlage derjenigen, die mit den jeweiligen Bedingungen leben. Das schafft Raum für das Gestalten von Veränderung aus Sicht der Betroffenen selbst. So können neue, praxisnahe und kreative Ansätze aufgezeigt werden.

Mit Abstand am häufigsten fordern die Teilnehmenden, bezahlbaren Wohnraum zu schaffen. Weitere zentrale Themen sind finanzielle Absicherung in der Rente, eine diskriminierungsfreie, kultursensible Pflege und medizinische Versorgung sowie die Sichtbarkeit lesbischer Lebensrealitäten im Alter – über alle Altersgruppen hinweg. Einige fordern, dass Lesbenprojekte mehr Geld bekommen. Denn mehr finanzielle Unterstützung kann dabei helfen, ältere/alte Lesben* sichtbarer zu machen und zu stärken. Andere wünschen sich mehr Austausch – sowohl zwischen den Generationen als auch bundesweit. Teilhabe soll dabei mehr bedeuten als politische Mitbestimmung, auch sozial und kulturell. Hier wird betont, dass gerade im Alter neue Formen der Solidarität gebraucht werden. Das wirkt Vereinsamung und Isolation entgegen. Gefordert werden außerdem der Abbau von altersdiskriminierenden Bildern, mehr Besuchsdienste und ambulante Hilfen für isoliert lebende ältere Lesben* sowie finanzielle und politische Unterstützung von Vernetzungsstrukturen auf allen Ebenen. Besonders

stark stimmen diesen Aussagen die 55–65-Jährigen zu. Das lässt auf ein stärkeres politisches Engagement schließen sowie auf eine größere Bereitschaft, spezifische Forderungen auszudrücken. Ältere, insbesondere die über 71-Jährigen, bringen ebenfalls wichtige Anliegen ein, allerdings in deutlich geringerer Zahl. Das dürfte weniger auf fehlendes Interesse zurückzuführen sein, sondern vielmehr auf die insgesamt geringere Beteiligung sowie möglicherweise auf altersbedingte Einschränkungen beim Zugang zu Beteiligungsformaten oder digitalen Erhebungen. Auffällig ist, dass in diesen Altersgruppen eher pragmatische und alltagsnahe Bedürfnisse, wie Pflege, medizinische Versorgung oder Besuchsdienste im Vordergrund stehen, während strukturelle und politische Forderungen seltener genannt werden.

Weitere Anmerkungen und Anregungen der Befragten

Einige Beiträge zeigen Skepsis gegenüber der Art der Erhebung oder der Bandbreite an lesbischen Lebensrealitäten. Deutlich spürbar ist der Wunsch, nicht in immer neue Gruppen und „Identitäten" aufgespalten zu werden, sondern solidarisch als Gemeinschaft aufzutreten. Zudem wird innerhalb der Community teilweise ein Mangel an Offenheit, an gegenseitigem Respekt und an freundlicher Kommunikation beklagt. Diese Stimmen plädieren für mehr Zusammenhalt, für weniger normative Erwartungen und für ein wohlwollenderes Miteinander. Die Sorge, dass sich die Community spaltet, wird mehrfach benannt. Daneben stehen auch hier erneut Stimmen, die die Symbolik von Gendersternchen, queeren Labels und die Verwendung inklusiver Sprache kritisieren. In ihrer Kritik fordern sie, lesbisches Leben nicht als „Unterkategorie" queerer „Identität", sondern als eigenständige, politische und biografisch geprägte Realität wahrzunehmen. Einige

fühlen sich bedroht durch die Diskussion um eine trans* inklusive Öffnung des Begriffs „Lesbe“ und fordern die Rückkehr zu einer „biologisch“ verstandenen Definition. Dabei äußern sie sich auch kritisch gegenüber Institutionen und Förderstrukturen, die aus ihrer Sicht diese Entwicklung mittragen, indem sie zu „transfokussiert“ sind, wodurch lesbische Belange untergingen. Diese Aussagen beinhalten z. T. erneut inakzeptable pauschale Abwertungen von trans* Belangen. Zugleich weisen sie auf ein tiefes Bedürfnis hin, als Lesben* ernst genommen und nicht in eine queere Gesamtheit aufgelöst zu werden.

Zusammenfassend wird klar, dass sich die Mehrheit der Teilnehmenden besonders für grundlegende strukturelle Veränderungen einsetzt – wie ein gerechteres Rentensystem, Wohnprojekte für Lesben* oder das Stärken bestehender lesbischer Strukturen. Dies zeigt: Existenzielle und langfristig absichernde Maßnahmen haben Priorität. Die Bedürfnisse älterer/alter Lesben* und die damit zusammenhängenden Veränderungsvorschläge konzentrieren sich in dieser Befragung hauptsächlich auf zentrale Lebensbereiche. Diese zu verbessern wird als Voraussetzung für gesellschaftliche Teilhabe und Lebensqualität im Alter verstanden.

Insgesamt zeigt sich in den Auskünften zu den Themenbereichen Ängste, Wünsche und Forderungen, wie eng Verletzbarkeit und Gestaltungswille miteinander verbunden sind. Viele Lesben*, die über Jahrzehnte hinweg feministische, lesbische und queere Bewegungen maßgeblich mitgestaltet haben, wollen auch im Alter sichtbar, aktiv und politisch bleiben. Ihre Stimmen verdienen Aufmerksamkeit – nicht nur, um Missstände aufzuzeigen, sondern auch, um voneinander zu lernen, solidarisch Brücken zwischen den Generationen zu schlagen und feministische, lesbische sowie queere Geschichte und Politiken lebendig und zukunftsfähig zu halten. Dies kann nur auf der Basis gegenseitigen Respekts gelingen.

4 Ein selbstkritisches Fazit

Wir haben in einer breit angelegten quantitativen Erhebung die Lebenssituation alter/älterer Lesben* in Deutschland untersucht. Dabei wollten wir einen möglichst umfassenden Blick auf demografische, soziale, ökonomische und gesundheitliche Aspekte, sowie auf die Bewegungszugehörigkeiten und die aktuellen Vernetzungen der Befragten gewinnen. Wir haben den Fragebogen bewusst intersektional ausgerichtet und mit der Intention verbreitet, möglichst viele unterschiedliche Teilgruppen alter/älterer Lesben* einzubeziehen. Leider zeigt sich bei der Stichprobenzusammensetzung, das ist misslungen: Die überwiegende Mehrheit der 698 Befragten identifizierte sich als cisgeschlechtlich, *weiß*, deutschstämmig, westdeutsch und (zumindest früher) christlich. Gruppen, die wir ausdrücklich stärker erreichen wollten, sind in der Stichprobe kaum vertreten. So finden sich nur sehr wenige Lesben* aus Ostdeutschland oder Lesben*, die nicht-binär, trans* oder inter* sind in unserem Sample. Auch der Anteil von Personen mit Zuwanderungsgeschichte oder Rassismus-Erfahrungen, mit anderen Religionszugehörigkeiten und Staatsbürgerschaften ist verschwindend gering. Diese Diskrepanz zwischen Anspruch und realen Ergebnissen wirft ein zentrales Problem intersektionaler Forschung auf: Diejenigen, die ohnehin leichter Zugang zu akademischen oder lesbischen Community-Kanälen haben, beteiligen sich häufiger, während marginalisierte Gruppen selbst bei einem explizit inklusiven Forschungsdesign nach wie vor kaum teilnehmen.

Daraus lassen sich aus unserer Sicht für künftige Untersuchungen mehrere Lehren ziehen:

1. Bereits in der Fragebogenentwicklung müssen Kategorien wie Gender, Sexualität usw. offener und flexibler gestaltet werden, zum Beispiel durch Mehrfachauswahl, Freitextfelder und mehrsprachige Versionen. Zudem kann ein Pretest in marginalisierten Communities sicherstellen, dass die gewählten Formulierungen verstanden, als angemessen und nichtdiskriminierend empfunden werden.

2. Wissenschaftliche, aber auch viele andere Institutionen und Organisationen sind oft in heteronormativ-*weiß* geprägten Milieus verankert. Um andere Gruppierungen zu erreichen, bedarf es echter Partnerschaften mit Community-Organisationen, die innerhalb ihrer Netzwerke über Vertrauen und Reichweite verfügen. Idealerweise geschieht dies durch aktives Empowerment z. B. im Rahmen von Mitgestaltungs-Formaten.

3. Online-Befragungen allein gehen an vielen Zielgruppen vorbei. Mobile Interview-Teams, die auf Pride-Festivals, Stadtteilfesten, interkulturellen Zentren oder in Senior*innen-Treffs präsent sind, können entscheidend dazu beitragen, Hemmschwellen abzubauen. Ebenso können Workshops oder Info-Stände, bei denen potenzielle Teilnehmende direkt angesprochen und bei Bedarf beim Ausfüllen unterstützt werden, das Vertrauen erhöhen.

4. Gerade für Menschen mit Diskriminierungs- und Marginalisierungserfahrungen oder Sprachbarrieren können Vergütungen einen Anreiz bieten, an Studien teilzunehmen. Insbesondere von mehrfach diskriminierten Personen darf nicht erwartet werden, Lebenserfahrung und Wissen kostenlos und „für die Sache“ zur Verfügung zu stellen. Datenschutz, Freiwilligkeit und Nutzen der Befragung müssen klar und in verständlicher Sprache kommuniziert werden, um Skepsis abzubauen.

5. Werden im Vorfeld Mindestquoten für marginalisierte Gruppen festgelegt, kann während des Befragungszeitraums gezielt nachjustiert werden, wenn Teilgruppen unterrepräsentiert sind.

Diese Maßnahmen zielen darauf ab, Forschung wirklich inklusiv zu gestalten und die Stimmen marginalisierter Gruppen hörbar zu machen. Für eine sozialwissenschaftliche Arbeit, die Intersektionalität als grundlegenden Anspruch begreift, ist es unabdingbar, die eigenen Methoden kontinuierlich zu hinterfragen und zu erweitern. Künftige Studien sollten deshalb mehr Ressourcen – personell, zeitlich und finanziell – in Community-Outreach, partizipatives Design und reflexive Evaluationsprozesse investieren, um die Vielfalt der Lebensrealitäten alter und älterer Lesben* wirklich abzubilden. Nur so können wir gemeinsam dafür sorgen, dass weitere spezifische Bedarfe wahrgenommen, Ansprüche artikuliert und politische Forderungen wirkungsvoll umgesetzt werden.

5 Was wir wollen – Forderungen zur Verbesserung der Lebenssituation älterer/alter Lesben*

Die in der Studie formulierten Forderungen älterer/alter Lesben* spiegeln vielfältige Lebensrealitäten, Erfahrungen und Bedarfe wieder und zeigen klar: Ältere/alte Lesben* sind eine heterogene Gruppe mit konkreten Vorstellungen darüber, was es braucht, um im Alter gut, selbstbestimmt und in Würde leben zu können – gesellschaftlich anerkannt, sozial teilhabend und materiell wie emotional sicher. Gebündelt ergeben sich vier zentrale Handlungsebenen:

1. Stark im Alter: finanziell und sozial abgesicherte Teilhabe ermöglichen

Sicher und selbstbestimmt wohnen

Ältere Lesben* brauchen sicheren, bezahlbaren Wohnraum, der ihren Lebensentwürfen gerecht wird. Dafür fordern wir eine Wohnpolitik, die lesbische Realitäten mitdenkt:

- Lesbische und queere Wohnprojekte fördern.
- Intergenerationales Wohnen ermöglichen.
- Sozialwohnungen gezielt ausbauen.
- Gemeinschaftliches Wohnen fördern, um Einsamkeit entgegenzuwirken.
- Neue Wohnformen im Alter unterstützen.

Arbeit, Rente und Anerkennung

Viele ältere Lesben* sind im Alter von Armut betroffen. Dafür gibt es strukturelle Gründe: unterbrochene Erwerbsbiografien, weniger Lohn (Gender Pay Gap), Diskriminierung. Deshalb fordern wir:

- ein nicht-patriarchales, gerechteres Rentensystem für alle,
- Vollzeitstellen mit fairer Bezahlung,
- Schutz vor Altersdiskriminierung am Arbeitsplatz,
- Anerkennung der Lebensleistung älterer Lesben*, z. B. für ihren Einsatz beim Aufbau feministischer NGOs und Netzwerke.

Denn: Viele, die jahrelang politisch aktiv waren, leben heute von zu wenig Rente.

Pflege, Gesundheit und Altenhilfe – sensibel & divers

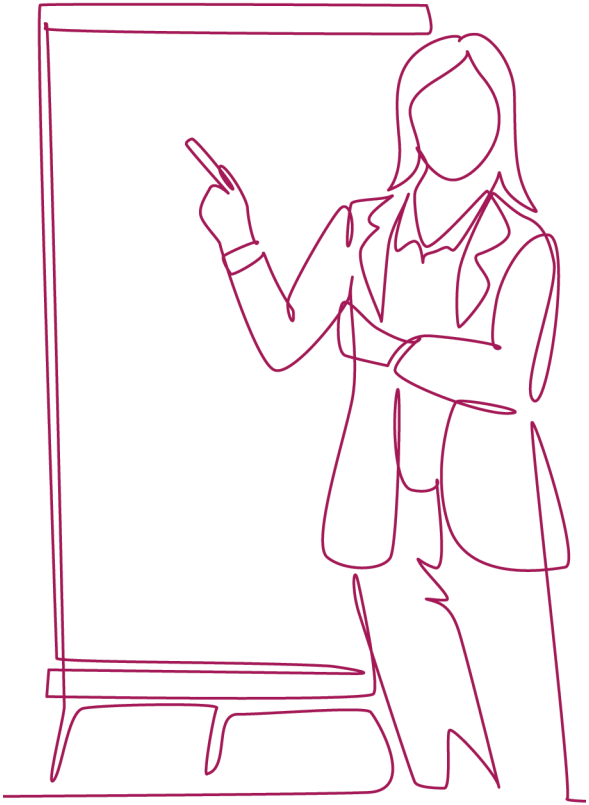
Die Lebensrealitäten lesbischer und queerer Menschen müssen in Pflege und Altenhilfe anerkannt werden. Dafür braucht es:

- Verpflichtende Schulungen/Fortbildungen für Pflege- und Fachkräfte zu Vielfalt und Diskriminierung – sensibel und intersektional,
- zertifizierte Einrichtungen (Diversitätskompetenz).

Teilhabe überall – auch im ländlichen Raum

In vielen strukturschwachen Regionen fehlen passende Angebote. Damit auch hier ältere Lesben* gut leben können, braucht es:

- aufsuchende Beratung und Besuchsdienste,
- ambulante Hilfen vor Ort,
- digitale Formate für mehr Teilhabe.



Was uns leitet

Die Bedürfnisse älterer/alter Lesben* müssen endlich sichtbarer werden – in Politik, Praxis und Gesellschaft. Dazu braucht es gezielte Unterstützung, Anerkennung und Räume, die Teilhabe möglich machen – in jedem Lebensalter.

2. Sichtbarkeit, Anerkennung und soziale Teilhabe stärken

Lebensrealitäten sichtbar machen

Das Leben älterer Lesben* kommt in der Öffentlichkeit noch immer zu wenig vor. Doch nur wer sichtbar ist, kann auch Anerkennung bekommen. Lesbisches Leben im Alter soll in vielen Bereichen präsenter sein:

- in politischen Diskussionen,
- in Kultur und Bildung,
- in öffentlichen Räumen.

Das geht zum Beispiel über:

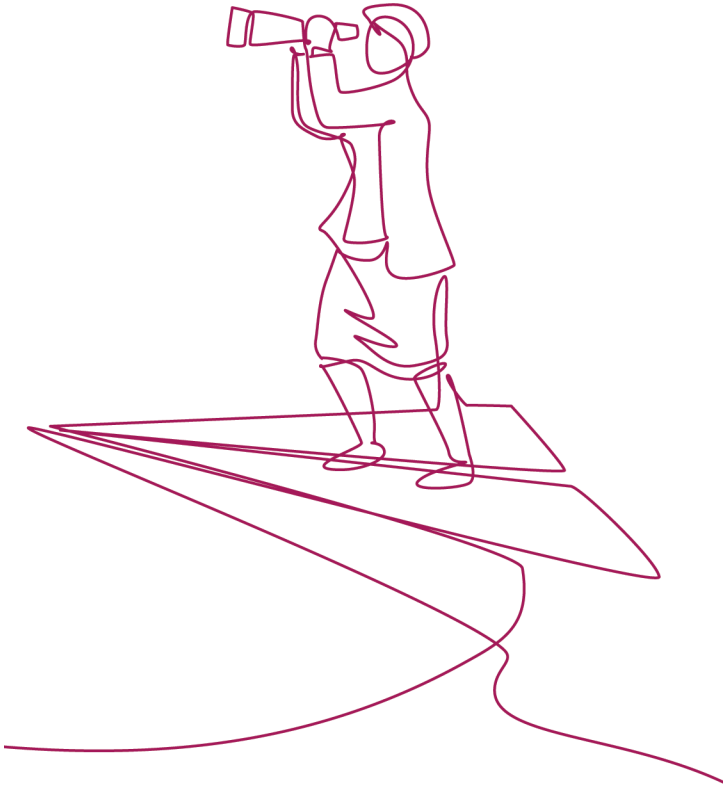
- Ausstellungen, Podcasts und Bücher,
- lesbische Archive und Gedenkorte.

Institutionen in die Verantwortung nehmen

Auch große Organisationen müssen das Thema ernst nehmen:

- Wohlfahrtsverbände,
- Gewerkschaften,
- Pflege- und Gesundheitsdienste.

Dazu gehört, lesbische Lebensrealitäten stärker beachten und dies auch zeigen: in den Strukturen, in den Werten und in der Außendarstellung.



Vielfalt als Stärke betrachten

Die verschiedenen Lebensgeschichten älterer Lesben* bereichern die Gesellschaft. Diese Vielfalt verdient, wertgeschätzt zu werden – auch finanziell. Dafür braucht es:

- Förderprogramme für gesellschaftliche, kulturelle und politische Teilhabe,
- mehr Unterstützung für bestehende lesbische und queere Projekte, Kulturorte und Netzwerke.

Solche Orte beugen Einsamkeit vor und helfen beim Empowerment – besonders für Menschen, die mehrfach diskriminiert werden.

Austausch zwischen den Generationen fördern

Angebote, bei denen junge und alte Lesben* voneinander lernen und sich gegenseitig unterstützen, brauchen gezielte Förderung. Auch Freizeit- und Kulturangebote für ältere Lesben* sind wichtig. Sie stärken das Gefühl von Zugehörigkeit, den Selbstwert und die soziale Teilhabe.

Mitgestaltung ermöglichen

Ältere Lesben* sollen mitreden können – als Expert*innen ihres eigenen Lebens. Sie sollen an politischen und sozialen Entscheidungen beteiligt sein. Das geht zum Beispiel durch:

- eigene Gremien in LSBTIQ*- oder Senior*innenstrukturen,
- Mitsprache bei Pflegeangeboten oder Förderprogrammen,
- Beteiligung vor Ort, z. B. in Städten und Gemeinden.

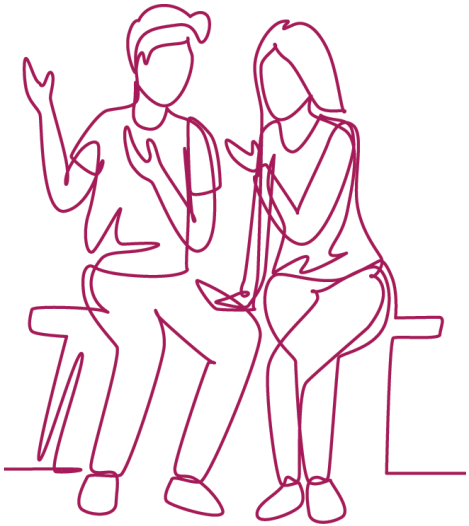
Wichtig: Die Beteiligung muss altersgerecht, barrierefrei, intersektional und digital möglich sein.

3. Selbstbestimmung, eigene Räume und Community stärken

Vielfalt sichtbar machen – Unterschiede respektieren

Lesbisches und queeres Leben ist auch im Alter eine eigene und wertvolle Lebensform. Politik, Gesellschaft und soziale Bewegungen müssen das anerkennen. Dabei ist wichtig:

- Lesbische „Identität“ darf in queeren Debatten nicht unsichtbar werden.
- Queere Perspektiven dürfen aber auch nicht abgewertet werden.
- Es geht um gegenseitigen Respekt für alle Lebensrealitäten.



Eigene Räume schaffen und schützen

Selbstbestimmung heißt auch: Räume für sich haben. Wir brauchen eigene Räume für Frauen*, Lesben* und FLINTA*-Personen, dazu gezielt auch Räume für z. B. Schwarze und BIPoC-, jüdische und Lesben* mit Behinderung.

Diese Räume sind wichtig, aber es gibt zu wenige. Sie müssen besser geschützt und ausgebaut werden. Ständiger Streit darüber spaltet die Community – deshalb braucht es mehr Zusammenhalt und ein klares Unterstützen von Vielfalt.

Gemeinschaft und Solidarität fördern

Die lesbische Community braucht mehr gemeinsame Strukturen, die solidarisch sind. Wir fordern:

- Unterstützung für generationsübergreifenden Austausch,
- Hilfe, um Konflikte respektvoll zu klären,
- Offenheit für verschiedene Lebensweisen und Meinungen.

Nur mit gegenseitigem Respekt, geteilten Werten und Zusammenhalt können wir die Zukunft gemeinsam gestalten – nicht durch Ausgrenzung.

4. Persönliche Stärkung und bessere Kommunikation

Angebote für mehr Selbstbestimmung und Wohlbefinden

Ältere Lesben* brauchen Angebote, die ihnen helfen, selbstbestimmt und gut vernetzt zu leben. Wichtig ist:

- mehr Unterstützung für die psychische Gesundheit,
- Hilfe gegen Einsamkeit,
- Schutz vor Altersdiskriminierung und mehrfacher Ausgrenzung.

Erfahrungen teilen – Isolation überwinden

Peer-Angebote sind hier besonders wertvoll. Zum Beispiel:

- Mentoring-Programme
- gegenseitige Unterstützung in kleinen Gruppen
- Austausch auf Augenhöhe

So können Lesben* sich gegenseitig stärken und sich weniger allein fühlen.

Digitale Teilhabe ermöglichen

Viele Angebote finden heute online statt. Digitale Teilhabe darf kein Hindernis sein. Dafür braucht es:

- einfache Schulungen,
- technische Unterstützung,
- Begleitung – wenn gewünscht.

So können ältere Lesben* auch digitale Plattformen nutzen – von sozialen Netzwerken bis zu Gesundheitsportalen.

Mehr Sichtbarkeit durch Medien und Öffentlichkeit

Ältere Lesben* sollen in Medien und Gesellschaft sichtbarer werden. Wir schlagen vor:

- persönliche Geschichten erzählen und Porträts schreiben,
- Vorbilder (Role Models) in Social Media,
- Veranstaltungen in Kultur- und Senior*inneneinrichtungen,
- gezielte Öffentlichkeitsarbeit, die ihre Lebenswirklichkeit zeigt.

Die Forderungen im Gesamten machen sichtbar, welche strukturellen, sozialen, politischen, kulturellen und kommunikativen Veränderungen notwendig sind, um die Lebenssituation älterer/alter Lesben* nachhaltig zu verbessern. Wenn eine tatsächliche Teilhabe und eine hohe Lebensqualität auch älterer/alter Lesben* in Deutschland gewollt sind, müssen diese Perspektiven ernst genommen und in politischen wie weiteren gesellschaftlichen Kontexten einbezogen werden.

Literaturverzeichnis

- Backes, Gertrud M. (1993): Frauen zwischen ‚alten' und ‚neuen' Alter(n)risiken. In: Naegele, Gerhard/Tews, Hans Peter (Hrsg.): Lebenslagen im Strukturwandel des Alters. Alternde Gesellschaft – Folgen für die Politik. Opladen. S. 170-187.
- Backes, Gertrud M. (1999): Geschlechterverhältnisse im Alter. In: Jansen, Birgit/Karl, Fred/Radebold, Hartmut/Schmitz-Scherzer, Reinhard (Hrsg.): Soziale Gerontologie. Ein Handbuch für Lehre und Praxis. Weinheim. S. 453-469.
- Backes, Gertrud M. (2002): „Geschlecht und Alter(n)" als künftiges Thema der Alter(n)soziologie. In: Backes, Gertrud M./Clemens Wolfgang (Hrsg): Zukunft der Soziologie des Alter(n)s. Opladen. S. 111-148.
- Backes, Gertrud M. (2005): Alter(n) und Geschlecht. Ein Thema mit Zukunft. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 49-50. S. 31-38.
- Backes, Gertrud M. (2010): Alter(n): Ein kaum entdecktes Arbeitsfeld der Frauen- und Geschlechterforschung. In: Becker, Ruth/Kortdendieck, Beate (Hrsg.): Handbuch der Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie. 3., erweiterte und durchgesehene Auflage. Wiesbaden. S. 454-460.
- Backes, Gertrud M./Clemens Wolfgang (2013): Lebensphase Alter. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Altersforschung. Weinheim und München. 4., überarbeitete Auflage.
- Baer, Susanne/Bittner, Melanie/Göttsche, Anne Lena (2010): Mehrdimensionale Diskriminierung – Begriffe, Theorien und juristische Analyse. Teilexpertise erstellt im Auftrag der Antidiskriminierungsstelle des Bundes. Berlin. Verfügbar unter https://www.antidiskriminierungsstelle.de/SharedDocs/Downloads/DE/publikationen/Expertisen/expertise_mehrdimensionale_diskriminierung_jur_analyse.pdf?__blob=publicationFile
- Bronner, Kerstin/Paulus, Stefan (2017): Intersektionalität: Geschichte, Theorie und Praxis. Soziale Ungleichheiten. Opladen.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) (2005): Fünfter Bericht zur Lage der älteren Generation in der Bundesrepublik Deutschland. Potenziale des Alters in Wirtschaft und Gesellschaft. Der Beitrag älterer Menschen zum Zusammenhalt der Generationen. Bericht der Sachverständigenkommission. Berlin.
- Maria Bühner (2018): In Bewegung: Netzwerke der Lesbengruppen in der DDR in den 1980er-Jahren, in: Digitales Deutsches Frauenarchiv. Verfügbar unter https://www.digitales-deutsches-frauenarchiv.de/themen/bewegung-netzwerke-der-lesbengruppen-der-ddr-den-1980er-jahren.
- Crenshaw, Kimberlé (2010/1989): Die Intersektion von „Rasse" und Geschlecht" demarginalisieren: Eine Schwarze feministische Kritik am Antidiskriminierungsrecht, der feministischen Theorie und der antirassistischen Politik (übersetzte und gekürzte Version des Originals von 1989). In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hrsg). Fokus Intersektionalität: Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes. Wiesbaden. S. 33-54.
- Dachverband Lesben und Alter e.V. (Hg.) (2023): Genug? Mehr verdient! Existenzsicherung – ein Thema für ältere Lesben. Berlin.
- Della Porta, Donatella; Diani, Mario (2006): Social Movements. An Introduction. 2nd edition. Malden, MA/Oxford/Carlton, Victoria: Blackwell Publishing.
- EL*C (2023): Making the invisible visible, a first analysis of older lesbians lived experiences. Verfügbar unter https://europeanlesbianconference.org/wp-content/uploads/2023/03/Making-the-Invisible-Visible-an-analysis-of-older-lesbians-lived-experiences_ELC-research.pdf
- Friedrich-Ebert-Stiftung: Gender Glossar - Was bedeutet FLINTA? https://www.fes.de/wissen/gender-glossar/flinta
- Friedrich-Alexander-Universität/Büro für Gender und Diversity: Glossar – FLINTA*. Verfügbar unter https://www.gender-und-diversity.fau.de/glossary/flinta/
- Gerlach, Heiko/Knese, Michael/Ness, Sandra/Swoboda, Jule (2002): Gay and Grey. – ältere Lesben und Schwule. Hg. Kuratorium Deutsche Altenhilfe. Köln.
- Gerlach, Heiko/Schupp, Markus (2016): Lebenslagen, Partizipation und gesundheitlich-pflegerische Versorgung älterer Lesben und Schwuler in Deutschland. Expertise im Auftrag der Siebten Altenberichtskommission der Bundesregierung. Hamburg und Köln.
- Küppers, Carolin (2014). Intersektionalität. In Gender Glossar / Gender Glossary (5 Absätze). Verfügbar unter http://gender-glossar.de
- Meyer, Katrin (2017): Theorien der Intersektionalität zur Einführung. Hamburg.
- Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg (2014): Onlinebefragung zur Lebenssituation von LSBTIQ-Menschen in Baden-Württemberg.
- Ministerium für Soziales, Gesundheit, Jugend, Familie und Senioren des Landes Schleswig-Holstein (Hg.) (2019): Studie „Echte Vielfalt". Ergebnisse der Online-Befragung zur Lebenssituation von LSBTIQ* und ihrer Angehörigen in Schleswig-Holstein.
- Ministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit, Frauen und Familie des Landes Brandenburg (HG.) (2018): Queeres Brandenburg. Ergebnisse der Online-Befragung zur Lebenssituation von LSBTTIQ* in Brandenburg.
- Ministerium für Integration, Familie, Kinder, Jugend und Frauen des Landes Rheinland-Pfalz (2013): Lebenssituation von Lesben, Schwulen, Bisexuellen, Transsexuellen, Transgender und Intersexuellen in Rheinland-Pfalz. Auswertungsbericht zur Online-Befragung von Juni bis Oktober 2013.
- Neuberg, Sophie (2002). Älter werden – Ältere Lesben und Schwule in Berlin. In Senatsverwaltung für Bildung, Jugend und Sport (Hg.): Anders sein und älter werden - Lesben und Schwule im Alter (Bd. 20). Berlin 2003. S. S. 77-128.

- Radvan, Heike (2000): Lesben im Alter – Lebenswege und Visionen. Unveröffentlichte Diplomarbeit. Berlin: Alice-Salomon-Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik.
- Rad & Tat Zentrum für Schwule und Lesben e. V. (2009): Lebendige Vielfalt – Schwule und Lesben in Bremen. Ergebnisse der Fragebogenaktion Lebendige Vielfalt – zur aktuellen Lebenssituation von Lesben, Schwulen und Bisexuellen im Land Bremen (2008). Bremen.
- Raschke, Joachim (1988): Soziale Bewegungen. Ein historisch-systematischer Grundriß. Frankfurt am Main. 2. Auflage.
- Roth, Roland/Rucht, Dieter (Hg.) (2008): Die Sozialen Bewegungen in Deutschland seit 1945. Ein Handbuch. Frankfurt am Main.
- Schmauch, Ulrike/Braukmann, Stephanie/Göttert, Margit/Habert, Ulrike/Schüller, Elke/Knijff, Corry (2007): Lesbische Frauen im Alter - ihre Lebenssituation und ihre spezifischen Bedürfnisse für ein altengerechtes Leben. Ergebnisse einer empirischen Untersuchung und Empfehlungen für die Praxis. Frankfurt am Main.
- Sigusch, Volkmar (1991): Die Transsexuellen und unser nosomorpher Blick. In: Zeitschrift für Sexualforschung, 1991, Band 4, Heft 3, S. 225–256 und Heft 4, S. 309–343.
- Sigusch, Volkmar (2013): Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten. Frankfurt am Main.
- Soine, Stefanie (2025): Würdevolles Altern. Zur sozialen Lebenssituation älterer/alter Lesben* in Deutschland. Ergebnisse der bundesweiten Fragebogenerhebung 2024.
- Traunsteiner, Bärbel S. (2016): Diversität im Alter: Intersektionale Perspektive auf Alter und sexuelle Orientierung. In: Stöckl, Claudia/Kicker-Frisinghelli/Finker, Susanne: Die Gesellschaft des langen Lebens. Soziale und individuelle Herausforderungen. S. 263-275.
- Walgenbach, Katharina/Dietzte, Gabriele/Hornscheidt, Anja/Palm, Kerstin (2007): Gender als interdependente Kategorie. Neue Perspektiven auf Intersektionalität, Diversität und Heterogenität. Opladen.
- Walgenbach, Katharina (2017): Heterogenität – Intersektionalität – Diversity in der Erziehungswissenschaft. Opladen & Toronto. 2. durchgesehene Auflage.
- Winker, Gabriele/ Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten (Sozialtheorie). Bielefeld.
- Wortmann, Marion (2005): Die Lebenslage älterer lesbischer Frauen in Deutschland. Annäherung an ein verdrängtes Thema". Berlin. (Reihe Hochschulschriften, Bd. 6). trafo verlag.

Endnoten

1 vgl. z. B. Neuberg 2002, BMFSFJ 2005, die Bremer Studie Rad und Tat e.V. 2009, die Studie „Echte Vielfalt" aus Schleswig-Holstein 2019, die Untersuchung vom Ministerium für Arbeit und Sozialordnung, Familie, Frauen und Senioren Baden-Württemberg 2014 sowie die Studien aus Brandenburg 2018 und Rheinland-Pfalz 2013.

2 An dieser Stelle sei ausdrücklich auf die wegweisende und sich auf Österreich beziehende Arbeit von Bärbel Traunsteiner aus dem Jahr 2018 verwiesen.

3 In der vorliegenden Publikation werden vor allem Kernergebnisse der Studie präsentiert. Genauere Angaben zu Theorie und Methodik sowie eine umfangreichere Ergebnispräsentation finden sich im ausführlichen Studienbericht von Stefanie Soine (2025).

4 Unter dem Begriff der Intersektionalität wird die Verschränkung verschiedener Kategorien wie z. B. Geschlecht, Sexualität, Alter oder Klasse verstanden, über die Ungleichheiten hergestellt werden. Intersektionale Theorien kritisieren die isolierte Bezugnahme auf nur eine einzelne Kategorie. Sie gehen im Gegenteil davon aus, dass die unterschiedlichen Kategorien und die daraus entstehenden Ungleichheits- und Unterdrückungsverhältnisse gemeinsam betrachtet werden müssen. Dabei können die verschiedenen Formen von Unterdrückung und sozialer Benachteiligung nicht einfach aneinandergereiht, sondern müssen in ihren Verschränkungen und Wechselwirkungen analysiert werden. Die intersektionale Perspektive lässt sich als Weiterentwicklung der Geschlechterforschung betrachten, denn sie ermöglicht es, vielfältige Unterdrückungs- und Diskriminierungsmechanismen zu betrachten, die nicht ausschließlich über die Kategorie Geschlecht erklärt werden könnten (vgl. Küppers 2014). Einführende Literatur zur Intersektionalität und ihren historischen Wurzeln vgl. Crenshaw 1989/2010, Winker/Degele 2006, Walgenbach/Dietze/Hornscheidt/Palm 2007, Baer/Bittner/Göttsche 2010, Walgenbach 2017, Meyer 2017, Bronner/Paulus 2017.

5 BIPoC bedeutet Black, Indigenous and People of Color. Es handelt sich um eine aus dem anglo-amerikanischen Kontext stammende positiv besetzte, politische Selbstbezeichnung rassistisch diskriminierter Personen und Gruppen. Sie beschreibt einen gemeinsamen Erfahrungshorizont all jener Personen, die nicht *weiß* und von vielen Privilegien ausgeschlossen sind. Dieser Begriff wird sowohl auf aktivistische und politische als auch auf wissenschaftliche Weise verwendet.

6 Im Studienbericht beschreibt Stefanie Soine die grundlegenden Gedanken ausführlich.

7 Vgl. Backes 1993, 1994, 1999, 2002, 2005, 2010, Backes/Clemens 2013: 96ff.

8 Der Begriff „Identität" wird im gesamten Text von uns in Anführungszeichen gesetzt, weil er seit Mitte der 1990er Jahre mit dem Einsetzen postmoderner Theorien nicht mehr als etwas Festes und Gegebenes gilt. Stattdessen wird „Identität" als etwas verstanden, das in gesellschaftlichen Macht- und Diskurszusammenhängen entsteht, sich ständig verändert und nie ganz abgeschlossen ist. Für Soziale Bewegungen heißt das: „Identität" ist weniger eine stabile Grundlage, sondern eher ein politisches Mittel, das bewusst eingesetzt wird – aber immer auch Grenzen und Ausschlüsse erzeugen kann.

9 Der Begriff „cisgeschlechtlich" stammt von dem deutschen Sexualwissenschaftler Volkmar Sigusch. Er prägte 1991 die Begriffe „zissexuell" und „Zissexualismus", um einen Gegenbegriff zu „transsexuell" zu schaffen. Er wollte damit ausdrücken, dass es, wenn es Transsexuelle gibt, logischerweise auch Zissexuelle geben müsse, und dass das als „normal" geltende Zusammenfallen von Körpergeschlecht und Geschlechtsidentität keine Selbstverständlichkeit sei. Ausführlich behandelt wird der Begriff auch in Siguschs Buch „Sexualitäten. Eine kritische Theorie in 99 Fragmenten" aus dem Jahr 2013.

10 Vgl. hierzu die Arbeiten von Gerlach et. al. 2002, Radvan 2000, Wortmann 2005 und Schmauch et. al. 2007.

11 Der Begriff „ethnisch" wird oft benutzt, um vermeintlich neutrale Unterschiede zwischen Gruppen von Menschen zu beschreiben. In rassismuskritischen Ansätzen wird jedoch betont, dass solche Kategorien auf rassistischen Ideologien beruhen, die Menschen anhand äußerlicher Merkmale wie Hautfarbe oder Herkunft einteilen und hierarchisieren. Die Anführungszeichen dienen dazu, diese naturalisierenden Vorstellungen zu entlarven und darauf hinzuweisen, dass Ethnizität weder eine biologische Realität noch neutral ist. Sie ist vielmehr eine historische und gesellschaftliche durch rassistische Diskurse geprägte Kategorie, die zur Konstruktion von „Fremdheit", Hierarchien und Diskriminierungen beiträgt.

12 Vgl. hierzu als Auswahl vor allem die Klassiker Raschke 1988 und Roth/Rucht 2008.

13 Die Lesbenbewegung in der DDR der 1970er und 1980er Jahre entwickelte sich im Gegensatz zur Lesbenbewegung in Westdeutschland wesentlich stärker aus einer Situation der Unsichtbarkeit, Isolation und gesellschaftlichen Ausgrenzung heraus. In den 1970ern gab es kaum Treffpunkte, die Angst vor Arbeitsplatzverlust und staatlicher Repression war groß, so dass offene politische Betätigung und Demonstrationen weitgehend ausblieben. Erste Zusammenschlüsse entstanden oft im Schutzraum der evangelischen Kirche, die in dieser Zeit oppositionellen Gruppen Zuflucht bot. 1982 gründete sich in Leipzig der erste Arbeitskreis Homosexualität, dem bald weitere in anderen Städten folgten. Eigenständige Lesbengruppen entstanden, um Räume frei von männlicher Dominanz zu schaffen und eigene Themen zu besprechen. Die Gruppen organisierten regelmäßige Treffen, Veranstaltungen und gaben eigene Zeitschriften wie *frau anders* heraus. Ihr Ziel war es, lesbisches Leben sichtbar zu machen, gegenseitige Unterstützung zu bieten und politisch für Anerkennung und Gleichberechtigung zu kämpfen. Die Aktivistinnen waren Teil der Oppositions- und Bürgerrechtsbewegung der DDR und übten Systemkritik, etwa durch Eingaben an staatliche Stellen und kritische Leserbriefe. Trotz intensiver Überwachung und gezielter Angriffe durch die Stasi wuchs die Bewegung in den 1980er Jahren. Die zweite Hälfte des Jahrzehnts war eine Aufbruchszeit: Die gesellschaftliche Akzeptanz nahm langsam zu, Lesben konnten sichtbarer werden und ihre Lebenssituation verbessern (vgl. hierzu ausführlich Bühner 2018).

14 Zur Untersuchung von Ängsten - speziell von älteren Lesben* siehe auch die Expertise von Gerlach & Schupp 2014, die im Rahmen des Siebten Altenberichts der Bundesregierung aufgezeigt haben, dass biografisch erlebte Diskriminierung häufig zu Ängsten vor Repressalien oder abfälligen Bemerkungen führt, was wiederum soziale Isolation und Rückzug begünstig. Ferner sei in diesem Zusammenhang auf die Studie „Lesbische Frauen im Alter" von Schmauch et. al. 2007 verwiesen, die mittels quantitativer Fragebögen und qualitativer Interviews explizit Diskriminierungserfahrungen und damit verbundene Ängste im Kontext von Pflege, Wohnen und sozialer Teilhabe untersucht haben.

15 vgl. hierzu auch Gerlach/Schupp 2016 sowie Dachverband Lesben und Alter e.V. 2023.

16 Die Abkürzung FLINTA* steht für Frauen, Lesben, intergeschlechtliche, nicht-binäre, trans und agender Menschen. Der Genderstern verweist auf weitere Geschlechtsidentitäten oder sexuellen Orientierungen, die nicht gesellschaftlichen „Normen" entsprechen. Vgl. Friedrich-Ebert-Stiftung sowie Friedrich-Alexander-Universität.

WÜRDEVOLLES ALTERN

Impressum

Herausgeberin:
Dachverband Lesben und Alter e. V.
Friedbergstraße 20 | 14057 Berlin
Telefon: 030 55249384
kontakt@lesbenundalter.de
www.lesbenundalter.de
Vereinsregister Berlin VR 36281

Stand:
Mai 2025, Berlin

Redaktion:
Dr. Inka Wilhelm, Stefanie Soine, Sabine Arnolds

Gestaltung:
Allround Team GmbH, Köln

Titelillustration:
graphicworld707 / Shutterstock.com, Heemin Seu (Allround Team GmbH)

Die vorliegende Auswertung wurde sorgfältig erarbeitet. Trotz aller Sorgfalt können Fehler nicht ausgeschlossen werden. Für Hinweise auf eventuelle Fehler sind wir dankbar.

Druck und Vervielfältigung, auch in Auszügen, über analoge oder digitale Medien bedürfen der Genehmigung durch die Herausgeberin. Alle Rechte vorbehalten.

Spendenkonto:
Dachverband Lesben und Alter e. V.
SozialBank
IBAN DE62 3702 0500 0001 5871 00

Gefördert vom:

Bundesministerium
für Bildung, Familie, Senioren,
Frauen und Jugend

Bildquellen:
- **Seite 1:** graphicworld707 / Shutterstock.com
- **Seite 2, 34, 37, 57, 67:** ngupakarti / stock.adobe.com
- **Seite 6, 7, 9, 10, 24, 29, 35, 41, 46, 59, 60, 61, 64, 66:** Simple Line / stock.adobe.com
- **Seite 14, 58:** www.freepik.com
- **Seite 33:** Oleksandr Panasovsky / stock.adobe.com
- **Seite 49:** OneLineStock & Olga Rai / stock.adobe.com
- **Seite 56:** amai line art / stock.adobe.com
- **Seite 62:** nikvector / stock.adobe.com